

Des Schwarzwälder Pfarrers Hansjakob eurasische Ader

Von Ursula Speckamp

Die hier vorgelegte Studie entdeckt in dem literarischen und historischen Stoff von Hansjakob weltkulturelle Kategorien, die, wie sich ergibt, für das Gespräch zwischen den Religionen und Kulturen von fortwirkender Bedeutung sind.

I. Eurasische Bauern, eurasische Waldleute

Bauern

„Ich bin mit Leib und Seele Agrarier (...) in dem Sinne, daß ich sage, auf dem Acker (lateinisch ager) und im Acker, auf der Scholle und in der Scholle ruht das Leben und das Heil der Menschheit“, schreibt Hansjakob. Er meint keinesfalls den landwirtschaftlichen Großgrundbesitz. (B 95 f.)¹ Die Bodenkultur ist die Kulturart, die dem Menschen zum Segen gereicht. (Vgl. K 68 f.) Kultur versteht Hansjakob als Bauernkultur; sie ist die eigentliche Kultur. (SF 54) Das, was von den Zeitgenossen gemeinhin als Kultur bezeichnet wird, ist in seinen Augen „Hyperkultur“, Überkultur. (P 132; 209) Landwirtschaft ist grundlegend Handarbeit. Maschinen „sind nur Notbehelfe für den Mangel an Händearbeit“. (B 96) In Indien und China, wo die Landwirtschaft „Arbeiter in Hülle und Fülle hat, ist bekanntlich die Bodenkultur am höchsten und ergiebigsten“. (97) Glück und Frieden, soweit sie auf der Erde zu erreichen sind, wohnen in der Bodenbearbeitung. (96) Der traditionelle Ackerbau geht friedlich vonstatten: „Stille wirft der Sämann den Samen in die Furchen (...) Still wächst der Same, still reift die Frucht.“ (K 70) Mit diesen Auffassungen verbindet sich Hansjakob den jahrtausendealten Kulturen des Ackerbaus und der Sesshaftigkeit. Hansjakob streicht die größten Ackerbaukulturen der Erde, China und Indien heraus. Im Laufe ihrer langen Geschichte brachten China und Indien Lehren hervor, die in Ackerbau und Sesshaftigkeit gründen: Es sind die eurasischen Grundlehren Daoismus, Konfuzianismus, Brahmanismus, Buddhismus. Diese Lehren entfalten bis heute

¹ Siglenverzeichnis der Werke Hansjakobs, die zitiert werden bzw. auf die Bezug genommen wird, siehe am Schluss der Studie.

Wirksamkeit und setzen Maßstäbe. Um die Verbindung Hansjakobs mit diesen alten Strebungen und Lehren in unserer Studie nachweisen zu können, werden dem Leser zunächst die Kerninhalte der alten Lehren vermittelt und einzelne Anhaltspunkte auf Verbindungen zu Hansjakob gegeben.²

Daoismus. Laozi (6./5. Jh. v. Chr.) hat die Lehre vom dao in dem Werk *Dao-dejing* (= Buch vom Weg und von der Urtugend) klassisch formuliert. Der Daoismus geht vom Verlust des dao beim Menschen nach Beginn der Metallzeit und nach dem Entstehen der patriarchalischen Gesellschaft (in China ab ca. 3000 v. Chr.) aus. Seither befinde sich die Menschheit in Verwirrung, im Zustand der Entfremdung. Der Daoismus strebt danach, den Einklang, die Harmonie des Menschen mit sich und mit der außermenschlichen Natur der Biosphäre wieder zu gewinnen durch Rückkehr zum dao, zum Maß. Das gesellschaftliche Maß ist der ursprüngliche Ackerbau.

Am Anfang ist das Nichtseiende. Aus ihm geht das Seiende als Urchaos hervor. Die in diesem sich kristallisierende Ordnung heißt dao. Sie qualifiziert sich als dao des Kosmos, dao der Biosphäre, dao des Himmels, das heißt der Ahnen, der Geschichte, dao des lebenden Menschen. Der Bereich der Natur umfasst sowohl die außermenschliche Natur als auch die Natur des Menschen. Insofern der Mensch ein Lebewesen ist wie andere, hat er das gleiche dao. Zugleich hat der Mensch aber sein eigenes dao. Deswegen kann er das dao anderer Lebewesen erkennen. Dem daoistischen Wissen von der Einbindung des Menschen in die außermenschliche Natur und in die Urtugend geht die schmerzliche Erfahrung von deren Verlust voraus. Vor der Trennung lebten die Menschen der Hackbau-Urgemeinde im Einklang mit sich, mit der außermenschlichen Natur und miteinander. Die Einheit der Urgemeinde wird zerstört durch das Aufkommen des Staates, der Zivilisation und des Kalküls, des cleveren Denkens. Wer seiner Natur seit Langem nicht mehr folgt, wer seine eigene Natur ruiniert und zudem noch der aller anderen Wesen sein schlechtes Maß aufzwingen will, ist der Mensch der Zivilisation. Statt mit der außermenschlichen Natur zu harmonisieren, steht er ihr als Herrscher gegenüber. Zweieinhalbtausend Jahre später stellt Hansjakob für seine Zeit und seine Gegend fest: Die Kultur der Landwirtschaft wird zurückgedrängt zu Gunsten von „Hyperkultur“, von Berechnung (A 408). Die Menschen der Hyperkultur wollen die Natur beherrschen und verlieren dabei ihr eigenes Wesen. (All 362f.; K 70f.)

Wie ist die Harmonie des Neolithikums wieder zu gewinnen? Durch *wu wei*, sanftes Handeln, das heißt durch Handeln aus der Kraft der Urtugend *de*. Wu

² Zu den Lehren siehe: Franz Filser, Grundlehren aus der Achsenzeit, in: ders., Die kriminalitätsvermindernde Perspektive der Menschheitswerte, Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Band 9 (1996), S. 35–75; Lutz Geldsetzer/ Hong Han-ding, Grundlagen der chinesischen Philosophie, Reclam 1998; Laudse (Laozi), *Daodejing* (Daodejing), München 1985; Konfuzius (Kong Fuzi), *Gespräche des Meisters Kung*, München 1987; Helmuth von Glasenapp, *Die fünf Weltreligionen*, München 2005, S. 23–141.

wei bedeutet im Einzelnen: nicht erwerben wollen, nicht gegen die Natur handeln, Mitleid mit anderen haben, gesellschaftliche Gleichheit und Frieden nach innen und außen, durch Weichhandeln das Harthandeln besiegen. Der Weise verbindet sich mit dem Lebendigen überhaupt. Hansjakob erkennt und anerkennt, wie wir sehen werden, auch das dao außermenschlicher Lebewesen. (SSt 243) Dadurch ist er der Lehre Laozis nahe. Nicht aber folgt Hansjakob dem Daoismus darin, dass er sich als der Weise einschwingt in jene Abfolge der Biosphäre, die Leiden, Vergehen, Tod bedeutet. Hierzu ist der Christ Hansjakob mit dem Buddhismus im Gespräch. (MG 18)

Jeder ist befähigt, sich das dao wieder anzueignen, weise zu werden und an der Bildung einer neuen Gesellschaft mitzuwirken. Heimkehr ins Neolithikum auf höherer Stufe ist dörfliche Selbstverwaltung und verwirklichte Welteinheit zugleich. Die Weisen verwalten sich selbst. Prinzip ihrer Regierung ist wu wei. Die Regierung der Weisen ist historisch rückverbunden durch die Versammlung der Ahnen als Himmel. Damit ist sie an das dao gebundene Regierung, die der Selbstverwaltung aller Völker und Stämme dient. Von einer solchen demokratischen Grundströmung war Hansjakob zeitlebens beflügelt. (EB 19; AD 182) Mit seinem Hagnauer Mesner, dem groß' Kübele, Kämpfer der Badischen Revolution, debattierte er ausgiebig darüber. (Schn 3/172)

Konfuzianismus. Die Quellen des Konfuzianismus sind zunächst die von Kong Fuzi (551–479 v. Chr.) redigierten, teilweise bis in den Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. zurückreichenden „Fünf Klassiker“. Der spätere Konfuzianismus bezieht sich auf die vier Bücher Lunyu (Gespräche des Kong Fuzi), Buch Mengzi (Menzius) sowie die Schriften Daxue (Große Lehre) und Zhongyong (Maß und Mitte). Der Daoismus, wie erörtert, geht vom Begriff des dao aus, der in seiner umfassendsten Bedeutung die Gesetzmäßigkeiten des Kosmos und besonders der Biosphäre erfasst. Der Mensch soll dem dao des Himmels, der Geschichte, folgen. Für den Konfuzianismus ist ebenfalls das dao des Himmels oberstes Richtmaß. Doch ist der Inhalt nicht identisch. Wie der Daoismus, so will auch der Konfuzianismus zurückkehren, jedoch auf eine spätere Stufe: die der frühen Hochkultur, woraus ähnlich wie beim Daoismus in der Reflexion des Kong Fuzi ein Wertesystem der entwickelten Hochkultur wird.

Früh wurde in China erfasst, dass nach dem Zerfall des menschlichen Körpers etwas übrig bleiben muss, das nicht mit ihm zusammen vergeht. Dieses wurde als Hauchseele bezeichnet. Die Versammlung der abgeschiedenen Hauchseelen ist tian, der Himmel. Lebende und Abgeschiedene sind in der Sippongemeinschaft vereint. Aus der Verehrung der Ahnen entsteht li, das Ordnungsprinzip des Himmels, das in die Sphäre der lebenden Menschen eintritt: Tradition, Kulturerbe, Sittlichkeit. Es handelt sich also um die geschichtlich akkumulierte Tätigkeit von Individuen. Daher kann weder die Vergangenheit statisch sein noch kann die Gegenwart die Verbindung zu ihren Ursprüngen zerreißen. So ist die

Erdenwelt mit dem Himmel verbunden. – Vergleiche die Verbindung von Lebenden und Ahnen bei Hansjakob, die überall in seinem Werk zum Ausdruck kommt. (Z. B. P 248; EB 247)

Die das li definierenden Begriffe des Konfuzianismus sind: entwickelter Mensch, gebildeter Mensch (junzi); Mitmenschlichkeit, Humanität, Güte (ren); Pflicht, Rechtschaffenheit (yi); Treue (zhong); Ehrfurcht, Dankbarkeit (xiao); Wissen (zhi). Die Inhalte dieser Begriffe konstituieren die zweite Natur des Menschen, die ein Element der Hochkultur und besonders der entwickelten Hochkultur ist. Der Daoismus lehnt das Zwischenglied li: Tradition, Sittlichkeit in konfuzianischer Ausprägung ab. Was heißt sittlich leben, sich nach dem Willen des Himmels richten? Es geht Kong Fuzi um die Bildung und Entwicklung des Einzelnen. Im Typus des entwickelten Menschen fasst Kong Fuzi alle Eigenschaften zusammen, die den vollkommenen Menschen ausmachen. Es ist ein Ideal, das theoretisch für jeden Menschen erreichbar ist, es bedarf dazu eines ehrlichen Wollens, das in die Tat umgesetzt wird. Reichtum ist zur Erreichung dieses Ideals nicht erforderlich. Der entwickelte Mensch studiert unablässig und übt sich in sittlichem Verhalten. Er ist kein Werkzeug, lässt sich nicht funktionalisieren. Er redet wenig; er handelt zuerst und spricht erst danach. Er strebt nicht nach Gewinn, sondern nach der Vollkommenheit seiner selbst. Da der Mensch von seiner historisch bestimmten Natur aus nach Gutsein strebt, trägt das gute Handeln seinen Lohn in sich. In vielen von Hansjakobs Schwarzwälder Gestalten sind solche Strebungen zu finden. (Z. B. EB 217; B 259; VW 52)

Der Konfuzianismus weist eine technikfördernde und eine technikhemmende Seite auf. Technikfördernd: Die außermenschliche Natur, wie sie ist, genügt nicht, der Mensch muss Kultur schaffen. Technikhemmend: Die außermenschliche Natur darf nicht vergewaltigt werden, deswegen Ablehnung der Zivilisation. Seit dem Ende der so genannten Kulturrevolution, die den Konfuzianismus auszurotten trachtete, gewinnt der Konfuzianismus in der VR China wieder an Gewicht: Konfuzianische Werte kehren in neuem Gewand zurück. Dabei wird der Konfuzianismus eines von mehreren Elementen des polyfonen Metakonfuzianismus³.

Brahmanismus. Die Denker des Brahmanismus glauben, dass die natürliche Weltordnung zugleich eine moralische Weltordnung ist und dass dieses Faktum darin zum Ausdruck kommt, dass jede Tat, jedes Wort und jeder Gedanke eine seiner sittlichen Qualität entsprechende Vergeltung finden muß. Diese Lehre vom karma beinhaltet also eine moralische Kausalität, die von selbst und mit derselben Gesetzmäßigkeit abläuft wie die natürliche Kausalität. Sie ist mit dieser insofern aufs Engste verwoben, als jeder Akt von positiver oder negativer moralischer Bedeutung in einer näheren oder entfernteren Zukunft zum Entstehen

³ Filser, Menschheitswerte, S. 179f.

einer Konstellation von Umständen beiträgt, die in der natürlichen Welt zu Tage treten. Die nachwirkende Kraft einer Tat ist nicht an Raum und Zeit gebunden, sie manifestiert sich deshalb in den meisten Fällen nicht mehr im Rahmen des gegenwärtigen Daseins ihres Täters, sondern in einer neuen Existenz, die diesem Leben folgt. Die Summe der in einem Leben vollbrachten Handlungen wird die Ursache für die Entstehung eines neuen Lebens, in welchem sie ihren Lohn oder ihre Strafe finden. Sittlich ist die Weltordnung auch, weil in der Welt eine Tendenz zur sittlichen Vervollkommnung der Einzelwesen herrscht: Das Individuum, das seit anfangloser Zeit im Strom der Wiedergeburten (sansara) umherirrt, ist fähig, sich im allmählichen Aufstieg (Pflanze – Tier – Mensch) so weit zu läutern, dass es schließlich die höchste Vollkommenheit erreicht.

Buddhismus. Den Buddhismus kann man als eine „gereinigte“ und transkontinentale Form des Brahmanismus verstehen. Er geht zurück auf Gautama Siddharta, genannt „Buddha“, der „Erwachte“, „Erleuchtete“ (560–480 v. Chr.). Der Buddhismus gründet in vielem auf dem Brahmanismus. Er geht wie dieser aus von einer sittlichen Weltordnung, vom Strom der Wiedergeburten, von der Tatvergeltung, von der Möglichkeit der sittlichen Läuterung. Die Pfeiler seiner Lehre fasst der Buddhismus in den Vier Edlen Wahrheiten zusammen: der Wahrheit vom Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens und von dem zur Aufhebung des Leidens führenden Pfad.

Leben ist Leiden, lautet die Grunderkenntnis der buddhistischen Lehre. Den Ursprung des Leidens sieht Buddha in der Vergänglichkeit. Alles, was lebt, ist vergänglich, ist ohne selbstständiges Wesen, und damit dem Leiden unterworfen. Das Leiden entsteht a) aus dem Nichtwissen, aus der Nichterkenntnis der Vier Edlen Wahrheiten, b) aus dem Drang, auf etwas aus zu sein, etwas anzustreben, wie es vor allem im Haben- und Genießenwollen zu Tage tritt. Dieser Durst hält den Strom der Wiedergeburten in Gang, bringt ständig erneuertes Leiden hervor. Um das Leiden aufzuheben, muss sich der Mensch vom Begehren und Habenwollen lösen. Das, was immer wieder Antrieb zu neuem Leben gibt, der Durst (bzw. die Unwissenheit, die bewirkt, dass immer wieder Durst erzeugt wird), muss vernichtet werden. Den Zustand der Aufhebung des Durstes, den der Vollkommene mit dem Tod erreicht, nennt Buddha Nirwana. Es heißt vom Nirwana, dass es in ihm weder Vergehen noch Neuentstehen, weder Bewegung noch Verlangen, sondern Ruhe gibt.

Buddha lehrt die ethische Grundmaxime: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu.“ Kern der buddhistischen Ethik ist die Aufforderung, keinem anderen Wesen Schmerz zuzufügen, sondern ihm wohlwollend und gütig zu begegnen. Mitfühlen und Mitleiden mit anderen Wesen und daraus entspringende Handlungen schaffen karmisches „Verdienst“. Die alle Wesen umfassende Güte ist umso größer, je mehr sich ein Mensch von Unwissenheit und Gier gelöst hat. Hansjakob sieht ebenfalls, dass Leben Leiden ist. (All 414f.) Das

schallt aus seinen Werken immer wieder heraus, Leiden der Menschen, Leiden der Tiere, Leiden der Pflanzen. (427; MG 22f.) Das Mitgefühl auch für die Leiden von Tieren und Pflanzen gründet bei Hansjakob in der Erkenntnis des gleichen Ursprungs und der Zusammengehörigkeit des Lebendigen, wie es indische Denker bedacht haben. (All 209f.; SSt 127; LÜ 20) Im Vergleich mit dem Daoismus sieht der Buddha die Biosphäre nicht als etwas, dem zu folgen, sondern das zu fliehen ist, denn nichts hat Bestand, alles ist vergänglich. Ziel ist auch nicht wie beim Konfuzianismus der Einklang der Generationen über die Jahrtausende bis heute, sondern das Verlassen aller und von allem.

Waldleute

Die enge Verbindung mit dem Wald ist Element alemannischer Geschichte seit früher Zeit.⁴ Für die Alemannen waren die Wälder nördlich der Alpen nicht „schaurig“ wie für Tacitus. Sie durchdrangen auch den inneren Schwarzwald, von dessen Wildreichtum, Fischreichtum, Honigreichtum (für den sie den Bienenkorb mitbrachten), Beerenreichtum, Bucheckernreichtum, Pilzreichtum sie angezogen wurden als Waldleute, die in einfachen Hütten hausten, ihr Vieh im Wald weiden ließen. Dazu Eichelmast, Bereitung von Waldheu für den Winter. Sie durchstreiften den Wald (vergleiche die sich lange erhaltenden Waldvölker des nördlichen Eurasien). Wieviele Waldleutefertigkeiten und -geist bei den Schwarzwälder Bauern verblieb, fiel Hansjakob auf. Eines seiner Werke betitelte er „Waldleute“. Mit Recht bezeichnen sich die inneren Schwarzwälder als „Wälder“. (Vgl. ALAG 238) Bis heute sind die „Waldbauernhöfe“ und die „Sägbauern im Wald“ nicht verschwunden. Es bestand also aus der Geschichte heraus eine (auch gemüthafte) Beziehung zum Wald, jedoch lockerte sich später die innere Bindung an den Wald, wie Hansjakob feststellte. Der Wald wurde Opfer kapitalistischer Wirtschaft und einer ihr entsprechenden „Wissenschaft“, die nicht Baum und Wald, sondern Stoff und Stoffwechsel sieht. (A 81; 231) Hansjakob denkt zurück und vergleicht: „Das Heidentum hatte manches vor unserer Zeit voraus, und zu den Dingen, in welchen es uns über war, gehörte auch der Schutz der Wälder. Wie wunderbar sinnig wußte es diesen Schutz ins Leben einzuführen. Es sagte dem Volke, in den Wäldern und Hainen wohnten die Götter (...) Die Quellen, deren Bewahrer die Wälder sind, wurden ebenfalls geheiligt durch göttliche Wesen, und die Menschen wandelten deshalb mit Ehrfurcht vorüber an Wald, Hain und Quelle. So stunden die Träger der Gesundheit und des Wohlstandes, Wald und Wasser, unter dem direkten Schutz der Götter, die in den Wäldern wohnten und segneten.“ (79) Schon in dieser religiösen Tradition, die sich bei Germanen, Slawen, Balten, Finno-Ugriern und anderen Völkern Eurasiens fand, erhielt der Wald den Platz, der ihm gebührt.

⁴ Siehe: Hansjörg Küster, *Geschichte des Waldes*, München 1998.

Für die Leib- und Seelsorge der Kirche war der Wald gerade im Schwarzwald von großer Bedeutung. „Die katholische Kirche, diese alte Nährmutter der Volkspoesie“ (P 42), ließ durch Kirchen, Kapellen, Kreuze, Bildstöcke im Wald – manche waren mit einem Quellheiligtum verbunden – das Göttliche im Wald anwesen. Sie heiligte ihn dadurch und wies zugleich über ihn hinaus. Am Himmelfahrtstag, berichtet Hansjakob, wallfahren die Schapbacher auf den Segenberg, wo der Pfarrer einen Wettersegnen gibt. „Fürwahr, es kann auf keiner schöneren Stelle des Schwarzwalds der Segen des Allmächtigen besser herabgefleht werden als auf dem Himmelfahrtsberg der Schapbacher. Es ist (...) fast nur Wald und wieder Wald und nochmals Wald, was wir von ihm herab sehen; (...) dieses Tannenmeer ist auf so viele Berge und Gipfel und Schluchten verteilt, daß einem das Herz aufgeht.“ Mit Eichendorff möchte man singen: Wer hat dich, du schöner Wald, Aufgebaut so hoch da droben? Wohl den Meister will ich loben, So lange noch mein' Stimm' erschallt. (A 92f.)

Ein Großteil der Leute, mit denen Hansjakob als Kind, Jugendlicher und Erwachsener in seiner Heimat verkehrte, hatten mit dem Wald zu tun – sie arbeiteten im Wald als Bauern und Waldbesitzer, als Holzfäller, Holzmacher, Köhler, Flößer, sie betrieben eine Säge, handelten mit Holz, gingen auf die Jagd.

II. Gestaltete Natur, gestaltende Menschen

Wir wenden uns Schwarzwald/Oberrhein und Bodensee zu und gelangen in die Zeit vom 18. bis 20. Jahrhundert. Hansjakob stellt diejenigen heraus, die den Boden bearbeiteten, Vieh züchteten, Matten und Weiden schufen und erhielten und den Wald nutzten. Davon lebten sie und dadurch gestalteten sie die Landschaft. Die Kultur von Dörfern und Städtchen stand in enger Verbindung mit dem umgebenden Land. Das Leben der Landbevölkerung und das der Kleinbürger in den Städtchen wurde überhöht durch die christliche Religion, welche die Menschen mit Idealen und Hoffnungen erfüllte, die sich in einer Vielfalt poesievoller Formen und Gestaltungen ausdrückten und die meisten Feste und Feiern prägten.

1. Einzelhöfe, Zinken, Dörfer, Städtchen

Im Schwarzwald gab es und gibt es sehr viele Einzelhöfe. Das oft recht große, geschlossene Hofgut mit seinen Feldern, Matten, Weiden, Wäldern, mit Groß- und Kleinvieh bildet die Lebensgrundlage des Einzelhofs. In der Nähe größerer Höfe befand sich mitunter außerdem eines oder gar mehrere so genannte Tagelöhnergütchen, die, früher zum Hof gehörig und von ihm abhängig, mittlerweile selbstständige Kleinlandwirtschaften waren. (EB 219; vgl. B 229)

Zinken oder Weiler, Dörfer und Städtchen fanden und finden sich in den Tälern, auf kleineren oder größeren Hochflächen des Schwarzwaldes und in den Rebgebenden. Zinken bestanden aus wenigen Höfen und aus dem einen oder anderen Handwerkerhaus. (P 76) Wenn sie als Mittelpunkt einer ausgedehnten Einzelgemeinde dienten, waren dort Rathaus/Gemeindestube, Gasthaus, Schule, Kirche, Pfarrhaus – Einrichtungen, die ein Dorf kennzeichnen. Das Dorf hatte Handwerker – Müller, Bäcker, Schmied, Weber, Schneider, um nur einige zu nennen. Sie betrieben noch eine kleine Landwirtschaft neben dem Handwerk. Die Städtchen waren kleinbürgerlich geprägt durch zahlreiche Handwerker, kleine Gewerbetreibende und Händler. (WK 7; vgl. SZ 233) Auch sie besorgten eine kleine Landwirtschaft. Das kleinbürgerliche Haslach charakterisiert Hansjakob so: „Hasle war zu meiner Knabenzeit ein ‚Bure-Städtle‘, d. h. seine Bürger waren halb Bauern, halb Handwerker und arbeiteten bald auf dem Felde, bald in ihren Werkstätten. Bei der ersteren Arbeit waren Weiber und Kinder, Knechte und Mägde ihre Gehilfen, wie auf einem Bauernhof. Selbst die Handwerks-Lehrbuben mußten mit aufs Feld. In jedem Haus gab es Kühe und Schweine, meist auch Hühner und Gänse, kurzum, es war ein halbes ‚Bureleben‘.“ (B 264) Die Kirchtürme der Dörfer und Städtchen, die Kapellen, Wegkreuze, Bildstöcke bei den Höfen, auf Anhöhen, an Wegscheiden, an Orten denkwürdiger Ereignisse verwiesen über das Irdische hinaus und knüpften ein Band zwischen Himmel und Erde, Gegenwart und Vergangenheit, den Lebenden und den Ahnen. (VW 28; JZ 59f.; SSt 190; A 102f.)

2. Felder, Matten, Weiden, Wälder; Rebberge

Seit langer Zeit wurde im Schwarzwald gerodet, viel mehr als heute erkennbar. In vielen Gewannen, wo heute wieder Wald die Hänge bedeckt oder Weide liegt, waren Felder verbreitet.⁵ Auf ihnen wurden Roggen, Hafer und später Kartoffeln und anderes angebaut. Sie waren für die Landbevölkerung und zum Teil für das Vieh die Nahrungsgrundlage: Roggen für das tägliche Brot, Kartoffeln als Hauptbestandteil warmer Mahlzeiten und als Schweinefutter, Hafer für die Menschen und vor allem für die Pferde. Dazu kamen Ölfrüchte und Obst. Außerdem wurde Hanf angebaut. Um zusätzliches Ackerfeld zu gewinnen, wurde auf stark verhursteten Weiden oder in Niederwald „Rütti“ gemacht. Das Holz und Gestrüpp wurde geschlagen bzw. abgehauen, das größere Holz weggeschafft und anderweitig verwendet, alles andere aufgeschichtet und abge-

⁵ Für das Folgende vgl.: Dieter Kauß, Heinrich Hansjakob und die bäuerliche Welt im Kinzig- und Wolfstal des endenden 19. Jahrhunderts, in: Heinrich Hansjakob (1837–1916). Festschrift zum 150. Geburtstag, hrsg. von Manfred Hildenbrand und Werner Scheurer, Haslach 1987, S. 118–141. Von Hirtenbuben und Waldarbeitern. Lebendige Geschichte in Yach, hrsg. von der Ortschaftsverwaltung Yach, Yach 2000. Von Brot und Steinen. Lebensgrundlagen in Yach, hrsg. von der Ortschaftsverwaltung Yach, Yach 2006.

brannt. Danach wurde das durch die Asche gedüngte Reutfeld als Acker genutzt. (B 211 f.) Matten, die gut bewässert wurden, dienten zur Gewinnung von Heu und Öhmd für die kalte Jahreszeit, die das Vieh im Stall verbrachte. Im Frühsommer fand die Heuet statt, im Hochsommer folgte das Öhmd. Das Vieh erbrachte den auf Selbstversorgung ausgerichteten Haushalten Milch für die tägliche Ernährung, Butter, Schmalz und Eier zum Kochen, Braten und Backen, Speck, Wurst, Fleisch für besondere Anlässe, Wolle zur weiteren Verarbeitung.

Jeder größere Hof besaß zu Hansjakobs Zeit eigenen Wald – weniger oder mehr. Auch die Gemeinden hatten Wald, ebenso manche Tagelöhnergütchen und selbst Handwerker. (WK 54) Größter Waldbesitzer des mittleren Kinzigtals war der Fürst von Fürstenberg, der viele Wälder früh an sich gebracht hatte. Aus dem Wald holten die Bewohner das lebensnotwendige Brennholz, Kienspan, Bau- und Werkholz, Bucheckern, Beeren, Pilze sowie Wild und Fische, soweit sie durften. (P 270; Schn 3/133 f.) Obst- und Nussbäume säumten bis in mittlere Lagen des Schwarzwaldes Wege oder eine Seite des Ackers, befanden sich auf Weiden oder Matten in Haus- und Hofnähe, standen in einem Baumgarten. Im Frühjahr zeigte sich das Kinzigtal im Schmuck von Apfel- und Kirschblüten. (SSt 205; A 194) Bei Haus und Hof lagen die Gärten, in denen Gemüse, Kräuter, Blumen angepflanzt wurden. Die Südhänge des Kinzigtals trugen im 19. Jahrhundert bis auf die Höhe von Haslach Reben. In der Rebgegend des unteren Kinzigtals und am Bodensee um Meersburg und Hagnau herum wechselten Rebstücke mit kleinen Äckern und Matten ab.

3. Bauern; Rebleute

Der Schwarzwälder Bauernhof wurde von der Familie des Bauern (auch den Kindern, sobald sie konnten), bei größeren Höfen zusätzlich vom Hofgesinde und von Tagelöhnern bewirtschaftet. Was nicht auf dem eigenen Land gedieh oder auf dem Hof hergestellt wurde, kam durch Kauf oder Tausch hinzu. In den Besitz größerer Summen Bargelds gelangte der Bauer überwiegend durch den Verkauf von Vieh und Holz.

Das gute Gedeihen eines Hofes hing wesentlich vom Fleiß, vom praktischen Verstand, von der Umsicht und Sparsamkeit des Bauern und der Bäuerin ab. Hansjakob stellt viele solcher Bauerngestalten vor. Der Bauer im Schwarzwald, sagt er, „steht al pari mit seinen Knechten, vorab in der Hauptsache, in der Arbeit“. (B 99; vgl. 208) Entsprechend für ihren Bereich die Bäuerin. (EB 218) Hansjakob hebt hervor, wieviel es bedurfte, um ein guter Bauer, eine gute Bäuerin zu sein: „Ein guter Landwirt sein ist eine Kunst. Ein tüchtiger Bauer muß mehr wissen und lernen als ein guter Handwerksmann. Und doch redet beim Bauer niemand von einer Lehrzeit. Zum Staats- und Kirchendienst braucht man in der Regel 13 bis 14 Jahre Vorbereitung; der Bauer, so wenig man es glauben

möchte, braucht mehr. Mit zehn Jahren fängt er zu lernen an, mit 25 ist er ein guter Knecht und meist erst mit 40 ein rechter Bur, in alleweg gewachsen seinem Beruf.“ (P 97) Viel Gescheitheit und praktischen Sinn schöpft schon das Bauernkind aus dem Umgang mit der Natur. (80) Lesen und Schreiben gehören mittlerweile zu den Fähigkeiten, wie sie Hansjakob an dem „Musterbur“ Erdrich aus den Buchen rühmt: „hellen Auges, klaren Kopfes, des Lesens und Schreibens kundig (...)“ (97) „Aber nicht bloß der Bauer und sein Oberknecht haben so viele Lehrjahre. Auch die Magd und die Büre müssen jede jahrelange Studien machen, bis sie wissen und können, was ihres Amtes ist. Keine Hausfrau und keine Köchin in der Stadt braucht so viele Kenntnisse wie eine Büre und ihre Obermagd. Jene müssen bloß kochen, waschen, putzen, flicken, stricken, diese aber sollen außerdem noch viele Kenntnisse haben im Feldbau, in der Zubereitung des Hanfes und der Wolle, in der Aufbewahrung des Obstes und in der Verwertung der Milch usw. Ihnen untersteht ferner das sämtliche Klein- und Federvieh des Hofes; sie müssen dessen Zucht, Art und Krankheiten kennen und pflegen. Und die Büre hat nicht bloß ihre Kinder großzuziehen, sondern auch die Kälber, Schweine, Schafe, Hühner und Gänse des Hauses.“ (99f.) Als Leiterin eines großen, reich gegliederten Hauswesens ist die Bäuerin wirklich „Hausfrau“. (Vgl. 100) Die „Grundkultur der Menschheit“ verlangt nach Hansjakob ein Wissen und Können, daher eine Lehre und Ausbildung wie sonst kaum eine Arbeit. Das rührt von der Vielfalt der Aufgaben her und zeigt zugleich den hohen Stand, den die bäuerliche Kultur z. Zt. Hansjakobs im Schwarzwald hatte. Hansjakob ist nicht der Auffassung, dass die Landwirtschaft wieder ganz auf neolithische Weise betrieben werden sollte, doch teilt er mit dem Daoismus die Überzeugung, dass die Landwirtschaft eine Lebensweise ermöglicht, die wie keine sonst dem menschlichen Wesen entspricht. Dabei hält er, hierin „konfuzianisch“ gesonnen, eine maßvolle Entwicklung der Produktivkräfte für förderlich.

Verkauf und Kauf der Erträge des Hofes spielte sich für die Bauern teils auf dem Markt der Markttorte, teils auf dem Hof ab, wo Metzger und Viehhändler oft wöchentlich erschienen. (WK 385; JZ 114) Die Bauern nutzten die Markttag nicht nur zu den Marktgeschäften, sondern machten im Städtchen Erledigungen, Besuche, gingen ins Wirtshaus. (JZ 36f.; Schn 2/144 ff.) Beim Holzverkauf traten Sägewerke, Flößerverbände, andere Holzhändler auf den Plan. (P 243; EB 241 ff.)

Die Arbeit und das Wirtschaften auf eigenem Grund und Boden prägten die bäuerliche Lebensweise und die Persönlichkeiten. Sie prägten Temperament, Charakter, Anschauungs- und Denkweisen. Die Notwendigkeit, sich auf die Natur einzulassen, auf sie zu „hören“, verlangte Bedachtsamkeit und Geduld. (P 65) Die Bewirtschaftung des Eigenen machte den Bauern selbstbewußt. (JZ 153f.; VW 67) Stärker als andere Teile der Bevölkerung blieb der Bauer Überkommenem treu, bewahrte, was seine Vorfahren überliefert hatten – beim Bauen und

Wohnen, der Gestaltung des täglichen Lebens, den Festen, in seinem religiösen Glauben. Die Pflege des religiösen Lebens, die Beibehaltung religiöser Traditionen und die Achtsamkeit darauf, gemäß den sittlichen Weisungen des Christentums zu leben, oblag vor allem den Bäuerinnen, überhaupt den Frauen. Wo die Frau die Familie, das ganze Hauswesen nicht in diesem Sinne leitete, kehrte Unordnung ein, fand keine rechte Erziehung der Kinder statt. (LH 116; K 66f.) Damit das Hofgut beisammenblieb und durch Erbteilung nicht zerstückelt wurde, erbte nur eines der Kinder den Hof, im Allgemeinen der jüngste Sohn. (EB 168 f.) So blieb ein Hof oft über lange Zeit in ein und derselben Familie und der Zusammenhang der Generationen bewahrt. Die anderen Kinder wurden abgefunden. Die Söhne heirateten woanders ein, lernten ein Handwerk, wurden Knecht. (WK 126f.) Die Töchter kamen durch Heirat auf einen Hof, ein Tagelöhnergütchen, in eine Handwerkerfamilie, wurden Mägde. (EB 219; P 106) Beim Heiraten wurde auf zueinanderpassende Herkunft und angemessenes Vermögen der Brautleute geachtet. (EB 169; WK 383ff.)

Hansjakob war 15 Jahre Pfarrer in Hagnau am Bodensee. Daher sind die Rebleute aus der Hagnauer Gegend zu vergleichen. Diese bearbeiteten außer ihren kleinen Rebstücken noch ein wenig Land und hielten ein paar Schweine, Ziegen, eine Kuh; manchmal reichte es nur zu einem Schwein. (Schn 3/141f.) Neben der Handarbeit in den Reben war ohne Pflug- und Zugvieh der Acker zu bestellen, Gras und Heu für die Tiere zu holen. (287) „So kommt unter vielem Schweiß der Herbst.“ (287) Und da gab es oft genug wenig Wein, schlechten Wein und wenig zahlende Weinhändler. (287) Viele Rebbauern waren verschuldet. Die Zinsen fraßen die Früchte ihrer Arbeit und Mühe weg und verhinderten das wirtschaftliche Auskommen. (142) Es war ein mühseliges Leben.⁶ Um die Rebleute von den Weinhändlern unabhängiger zu machen, gründete Hansjakob in Hagnau den Winzerverein, die erste der badischen Winzergenossenschaften. (Vgl. SF 543)

4. Handwerker, Kleinbürger

Wie oben erörtert, war das Leben der Handwerker und der übrigen Städtle-Kleinbürger eng mit der Landwirtschaft verflochten. Die Gärten der Haslacher lagen vor der Stadt, die Feldstücke und Matten entfernter in einem Umkreis von wenigen Kilometern. Manchen Familien gehörte ein Rebstück. (WK 62) Einige verschafften sich neben ihrem Handwerk oder kleinen Gewerbe und der eigenen kleinen Landwirtschaft ein Zubrot. Der Glaser Kirnberger und der Metzger Köbele handelten mit Holz nach Straßburg. (Schn 2/146) Der Zimmermeister Krayner aus Steinach hatte Fischweiher und verkaufte daraus Forellen. (A 38) Zwi-

⁶ Siehe zu den Bodensee-Rebleuten mehr in VI. 2.: über Hansjakobs Mesner in Hagnau, den groß' Kübele.

schen den Kleinbürgern und den Bauern bestanden rege „Geschäftsverbindungen“: Die Kleinbürger bezogen etliches von den Bauern und sie produzierten für diese und verkauften an sie. Bei Viehmärkten wechselte Vieh von einem Bauernhof in einen Stadtstall. (All 275) Auf anderen Märkten wurde Geschirr, Werkzeug verschiedenster Art, Tuch, wurden Schuhe, Strohschuhe, Besen, Korbwaren usw. verkauft. (B 27; 84; WK 42) Manche Handwerker kamen auf die Einzelbauernhöfe und führten dort die bestellte Arbeit aus, Schneider z. B. Sie arbeiteten „auf der Stör“. (WK 383; Schn 1/27)

5. *Knechte, Mägde, „Tagelöhner“, Hirtenkinder*

Wie die Bauern und Bäuerinnen, die Handwerker und Gewerbetreibenden trugen die Knechte, Mägde, Tagelöhner und Hirtenkinder zum wirtschaftlichen Gedeihen einer Familie, einer Gemeinde, einer ganzen Gegend bei. Sie waren auf größeren Höfen und in Handwerk und Gewerbe zu finden. Um ihre Bedeutung aufzuweisen, widmet ihnen Hansjakob in seinem Werk breiten Raum. Das Gesinde stammte aus der Kinderschar des eigenen Hofes, anderer Höfe und von Tagelöhnergütern. Die Jahre als Knecht oder Magd konnten Lehrjahre sein in dem Sinne, dass sie auf die selbstständige Führung einer eigenen Wirtschaft vorbereiteten. Wer jedoch nicht durch Erbe, Einheirat, Kauf Eigentümer und „selbstständig“ wurde, blieb mangels eigener Produktionsmittel entweder zeitlebens Knecht/ Magd ohne die Gründung einer eigenen Familie oder er suchte „sein Glück“ in der Stadt. Nach 1848/49 wanderten viele nach Amerika aus. (Vgl. ALAG 151) Die „Lehrjahre“ auf einem Hof hatten drei Stufen: Hirtenkind, Unterknecht, Oberknecht bzw. Untermagd, Obermagd. Im Allgemeinen wechselten die Hirtenkinder, Knechte und Mägde die Höfe mehrfach. Mit der Erzählung „Der Lorenz in den Buchen“ setzte Hansjakob in der Persönlichkeit des Lorenz Hirtenkindern und Knechten ein literarisches Denkmal.⁷ Auf dem großen Hof mit Gastwirtschaft „Zu den drei Schneebällen“ arbeiteten neben den Eigentümern Jörg und Helene Gißler zwei Knechte, zwei Mägde und ein Hirtenbub. Über die Obermagd schreibt Hansjakob: „Die Obermagd Veronika, eine kleine, stämmige Person mit überaus friedlichen, schwarzen Augen, ist eine Musterperson ihres Standes. Schweigend arbeitet sie vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Dazu befähigt sie ihre große Frömmigkeit und ihre Liebe zum Gebet. Ihre einzige Erholung von dem schweren Dienst ist alle zwei Jahre eine Wallfahrt nach Einsiedeln.“ (P 106) Von ihrem Lohn unterstützt sie ihren alten, fast erblindeten Vater. (106) Im Haushalt der Bäcker- und Wirtsfamilie Hansjakob lebten zu Hansjakobs Knabenzeit außer den Familienmitgliedern ein Knecht, drei Lehrbuben und eine Magd, zeitweilig auch eine Kindsmagd für die jüngeren Ge-

⁷ Siehe VI. 1.; vgl. in B auch „Martin, der Knecht“.

schwister. (JZ 37; 45; 49f.) Dem Knecht oblag die Sorge für das Vieh. (37f.) Nachdem der Vater die Ochsenmast aufgegeben hatte, hielt er keinen Knecht mehr. (46) Die Magd musste dann auch Knechtsdienste besorgen: Gras und Klee mähen z.B. Das Mähen hatte Hansjakob von der Magd gelernt. (48)

Solche, die eine nur kleine Landwirtschaft hatten, die zum Erhalt einer Familie nicht ausreichte oder gar nur Eigentümer eines Häuschens mit Gärtchen waren, mussten sich nach anderen Erwerbsquellen umsehen, sofern sie nicht Handwerker werden konnten. (Vgl. SSt 111) Das Bewusstsein der Großbauern im Welschbollenbach beschreibt Hansjakob so: Im Dorf Bollenbach wohnen die Tagelöhner, im Tal Welschbollenbach die rechten Bure. Die fünf Großbauern im Tal haben mehr Eigentum an Land als die „Dorfer“ alle zusammen. (Schn 1/69; vgl. A 109) Für die Großbauern waren die anderen alle „Tagelöhner“. Der Bühl-Mathis aus dem Schapbach war das 13. von 14 Kindern eines großen Hofbauern. Bald nach der Revolution 1848/49 kam er zu einem Tagelöhner-Gütle, er heiratete eine Bauerntochter, die nach der Geburt von acht Kindern starb, heiratete wieder, wurde zum zweiten Mal Witwer und sorgte allein für die inzwischen auf 15 Kinder angewachsene Kinderschar. Über diese Sorge hinaus nutzte er jede Stunde, die ihm die Landwirtschaft und das Haus übrig ließen, „entweder im Wald (...) als Holzmacher oder auf dem Wildschapbach und auf der Wolf als Flößer“. (A 114) Ähnlich wie der Mathis waren, vor allem im Winterhalbjahr, viele im Wald beschäftigt, neben den Bauern und ihren Knechten (B 259) vorab Holzhauer, Flößer und Köhler. (Vgl. EB) Im Gebiet der oberen Kinzig gab es mehr solcher Waldarbeiter als in südlich davon gelegenen Teilen des Schwarzwaldes. Auch die Flößerei war hier (neben der auf der Murg) besonders entwickelt. Ein Waldarbeiter und Flößer war der Toni in der Erzählung „Afra“, der zudem wilderte: „Mein Großvater“, erklärte der Toni der Afra, „hat gesagt, was im Wald, im Wasser und in der Luft lebe, gehöre allen Menschen, und drum hat er gewildert, so gut er konnte.“ (WL 226) Das tat auch der Toni selbst. Morgens von der Wilderei heimgekommen „geht’s wieder in Wald und wird Holz g’macht den ganzen Tag. Ist die Arbeit im Wald vorbei, so geht’s ans Floßmachen“. (226)

6. Religiöser und poetischer Sinn, festlicher Ausdruck

Der religiöse Sinn verlangt nach Ausdruck, der innerhalb der entwickelten Hochkultur gebändigter Ausdruck ist. In die Hinwendung zu Gott nimmt der Mensch sich selbst, die, welche um ihn sind und die außermenschliche Natur mit hinein. Die Natur gibt ihm die Lebensgrundlage; sie verweist mit ihrer Fülle und Schönheit und auch der Stille, katholisch verstanden, auf das Göttliche als ihren Ursprung. „Wie wahr und wie sinnig haben die Menschen in ihrer Kinderzeit (= Frühgeschichte, U. Sp.) überall in der Natur die Gottheit gesehen und Berge, Wälder, Haine und Bäche mit Göttern und Göttinnen be-

völkert. Sie fühlten es eben in ihrer Seele, daß Gott in der Natur wohne, und haben in kindlicher Art sich dieses Wohnen gedeutet.“ (A 231) So vermag die Natur aus sich selbst heraus religiös zu stimmen, wenn der Mensch ein empfängliches Gemüt hat.

Poesie begleitet das tägliche Leben, sie wohnt Sitten und Bräuchen, Festen und Feiern inne. Sie kristallisiert sich an heiligen Orten, in gestalteter Natur; in Haus und Hof. Im Hofstetten des ausgehenden 19. Jahrhunderts fand Hansjakob das Leben durchwoben von Poesie: „Die Blumen vor den Hütten, die gezierten Bildstöckle am Wege, die schöne alte Tracht der Frauen (...), die Sträuße hinter den Ohren beim Kirchgang, die Sitten und Gebräuche bei Taufen, Hochzeiten und Leichen sind noch echte Poesie. Und die Religion ist noch in Ehren und Übung in jedem Hause.“ (P 180) Poetisch war der Hofstetter Fronleichnamstag, wie ihn Hansjakob 1896 erlebte: „Die Bürinnen und die Maidle tragen blumige Kleider und beten den Rosenkranz. Die liebe Sonne beglänzt alles, und aus aller Augen spricht Glaube und Liebe zu Jesus im allerheiligsten Sakramente.“ (256) Am Nachmittag kamen die Leute nochmals von den Bergen herab zu einer Andacht. Danach suchten sie das Wirtshaus auf. Die Jugend tanzte und sang. Hansjakob vernahm ein „wunderbar kindlich poetisches Volkslied“, das, wie es mit einem Mal in seiner Erinnerung aufleuchtete, in seiner Knabenzeit in jedem Haslacher Haus gesungen wurde. (259) Die Sänger an jenem Fronleichnamstag stammten alle von den Bergen. Dort singen sie mehr und lieber. (261) Hansjakob findet dafür zwei Gründe: Auf den Bergen suchen die Leute ihre Einsamkeit durch Gesang zu erheitern; der Anblick der Natur und Weitblick in ihre Herrlichkeit stimmt zum Singen. (262; vgl. WK 140)

Voll Poesie die Kinzigtäler Hochzeit, wo sich, wie bei vielen Festen und feierlichen Anlässen überkommene Form mit individueller Gestaltungskraft verband. Hansjakob erinnert sich an einen Heckenlehrer (= Lehrer von Hirtenkindern, U. Sp.), der als „Hochzeitsläder“ alle Konkurrenz aus dem Feld schlug, „weil er seine Einladungen stets in Reimen brachte und jedem bedeutenderen Brautpaar einen besonders passenden Spruch verfaßte“. (WK 395) Nach der Morgensuppe, die bei Braut/Bräutigam stattfand, rüstete man sich zum Kirchgang. Mit einer längeren Rede lud der Hochzeitsläder dazu ein. Nach diesem Spruch werden fünf Vaterunser und der Glaube gebetet und dann noch zwei Vaterunser für die nächsten versterbenden Verwandten der Brautleute. „Unter der Stubentüre gibt jedes der Anwesenden dem Bräutigam beziehungsweise der Braut das Weihwasser aus dem Gefäß, das in jeder Bauernstube am Türpfosten hängt. Ist das alles nicht Poesie und Religion in schönster Vereinigung!“ (401) Am Tage nach der Hochzeit erschienen die Brautleute wieder in der Kirche, wo „eine hl. Messe für die toten Blutsverwandten gelesen wird“. (409) Das Ahnengedenken bei der Hochzeit holt die Verstorbenen in den Kreis der Lebenden und erinnert die Brautleute, jung Verheirateten daran, dass sie und die Kinder, die ge-

boren werden, in einer Geschlechterfolge stehen, der sie sich selbst und das, aus dem sie leben, mitverdanken, ein Kulturwissen, das fast alle Kulturen durchzieht und auf das z. B. die Chinesen besonders stolz sind.

Überlieferungen aus vorchristlicher Zeit haben sich hier und da im Schwarzwald erhalten, sie werden gemeinhin als Aberglaube abgetan. Der Turmfalke, bei den Kinzigtälern Wanneweber genannt, „war dem Wodan geheiligt“ und gehörte zu den Schutzvögeln des Hauses. (P 78) Beim Ketterer-Bur in Hofstetten fand Hansjakob einen Strohkorb aufgehängt als Nest für die Wanneweber. Der Vogel schützt, „so ist der alte Glaube, vor Blitzschlag, wenn Wodan in Wettern daherfährt, und deshalb macht man ihm gerne ein warmes Nest am First des Hauses“. (78) Solchem „Aberglauben“ liegt ein Glaube „voll religiöser Poesie“ zu Grunde, „der Glaube an die schützende Macht der Gottheit, vermittelt durch einen Vogel, der dieser Gottheit angenehm ist“. (79; vgl. VW 15)

Die Empfänglichkeit vieler Menschen für die Schönheit in der Natur zeigt sich in ihrer Liebe zu Blumen (P 269; WL 210f.), zu Vögeln (P 269), im Genuss weiter Blicke über Berg und Tal (39), in der Liebe zum Wald. Hansjakobs Kutscher Sepp konnte seine Ergriffenheit durch die Natur – nach einem Gewitter brach die Sonne wieder hervor – nicht wie Hansjakob in Worte fassen, doch er versuchte sie nach seinem Vermögen auszudrücken: „Es grift mi jedesmal a, aber i kann's nit sage, und i weiß nit, will i singe oder bete vor Freud', drum bin i still.“ (A 261) Wortmächtig hingegen war der Bauer Michael Erdrich vom Buchhof, der Hansjakob von Nachtstunden in der freien Natur erzählte. Dann, so Hansjakob, schaut er „den Sternen zu, wie sie ihren Lauf machen am Himmelszelt, und denkt an das uferlose, zeitlose Land der Ewigkeit, das hinter jenen Sternen wohnt. Dazu hört er vom Nillwald her die Tannen flüstern im Nachtwind, hört die Turmuhren schlagen von Hasle und von Zell herauf oder vom Reichstal Harmersbach herunter, je nachdem der Wind weht, und hört die Kinzig rauschen in dunkler Ferne. Und wenn das Sternbild des ‚Herrenwagens‘ drüben über der Ruine Geroldseck steht, weiß er, daß es dem Morgen zugeht und daß die Sonne bald ihre ersten, blassen Lichter über den Nillkopf wirft“. (B 226) Hansjakob betont: „Das, was ich hier schreibe, ist nicht etwa Dichtung. An der Bank auf dem Grat hat mir der Buchhofbauer es selbst erzählt, fast mit den gleichen Worten.“ (226) Der musizierende Schmied Otto verbrachte, nachdem er seinem Handwerk Valet gesagt hatte, viel Zeit im sogenannten Urwald bei Haslach, wo er unter der „Waldteufel-Eiche“ ein Amboss-Monument errichten ließ zur Erinnerung an sein und seines Vaters Handwerk und musikalische Betätigung. Die Waldteufel-Eiche hatten die Haslacher nach einem jung verstorbenen Waldfreund, von Beruf Hutmacher, benannt. (A 201) – Die einsame Fußwanderung des wegen seiner Beteiligung an der Badischen Revolution verurteilten Sakristans Kübele vom Bodensee über den Schwarzwald nach Freiburg ins Gefängnis gehörte zu den schönsten Eindrücken in dessen Leben. (Schn 3/160; siehe VI. 2.)

Ähnlich dem Bauer Erdrich gab es manche Wortbegabte – Dichter und Erzähler, Tagebuch- und Briefeschreiber. Besonders anrührend das Tagebuch einer Neukircher (Neukirch bei Furtwangen) Uhrmacherin, das Hansjakob nach deren Tod 1896 vom dortigen Pfarrer zugeschickt worden war sowie die an Hansjakob gerichteten Briefe eines gedankenreichen Schusters aus Binningen bei Basel. (STa 22 ff.; ALAG 55 ff.) Von einem Freiburger Bäcker, seit 20 Jahren ans Bett gefesselt, erhielt Hansjakob einen Lebenslauf. „Er ist so gut geschrieben, dass ich ihn ohne Änderung abdrucken lassen kann“, leitet Hansjakob den 27 Druckseiten umfassenden Lebenslauf ein. (ALAG 252 ff.; vgl. B 270 ff.)

Die alljährlich wiederkehrende hohe Zeit der Reimeschmiede, Regisseure, Theaterspieler war die Fasnacht. (B 46 ff.; JZ 143) Bei anderen brach sich die poetische Ader im Singen oder Musizieren Bahn. Die Musikanten der Städtchen und Dörfer kamen im Allgemeinen aus dem Handwerkerstand, wo die Kunst innerhalb der Familien „vererbt“ wurde. (WK 70 f.; siehe VI. 2.) Hansjakob lobt die musikalische Ader vieler Hagnauer. „Eine brillante Dorfmusik existiert in Hange seit alten Zeiten, und in der Kirche spielten zu meiner Zeit (= 1869–1884) noch die alten Rebleute ‚figurierte Messen‘ mit Hörnerklang und Trompetengeschmetter, wie einst in meiner Knabenzeit die Musikanten in Hasle.“ (Schn 3/179f.)

III. Pflanzen und Tiere als Leidende bei der Umgestaltung der Natur

Sein Nachdenken über die Bearbeitung und Umgestaltung der Natur, seine Naturliebe und Einfühlsamkeit⁸ führten Hansjakob dazu, dass er sich immer wieder den Leiden zuwandte, die Tiere und Pflanzen durch Menschen erdulden. In der Landwirtschaft werden Tiere benutzt und vernutzt dadurch, dass sie harte Dienste leisten müssen, ihres „Lebens Kraft dem Herrn der Schöpfung zum Opfer“ bringen (LVP 9) und, ebenso wie Pflanzen, ihr Leben lassen müssen, um den Menschen als Nahrung oder Mittel zum Leben zu dienen. (SSt 127; 149) Nach Hansjakob sind Tiere und Pflanzen Mitgeschöpfe des Menschen, die Gott nahestehen, eine der menschlichen Seele verwandte Seele haben. (All 276; LÜ 14) Durch ihre Nähe zu Gott verweisen sie auf ihn. Daher der Rat eines alten Rotschimmels, dem Hansjakob Sprache verleiht: Nicht nur in ihrer Religion, sondern auch in Tieren und Pflanzen sollen die Menschen Gott suchen. (LVP 59) In diesem Sinne schreibt Hansjakob, sich an seine Kindheit und Jugend erinnernd: „Wer nicht mit den Haustieren im Stalle herzlichen Verkehr gehabt in seiner Ju-

⁸ Hansjakob erinnert sich an einsame Hütstunden als Bub: „Ich saß da oft stundenlang auf einem Markstein und spielte mit den Grashalmen zu meinen Füßen oder auf einem Apfelbaum und träumte von seinen vergangenen Früchten und verkehrte so mit der todesstillen Pflanzenwelt, als könnten wir reden miteinander, und zwar per ‚Du‘.“ (JZ 193)

gend, dem geht ein Stück Humanismus ab, der wird nie ganz lernen, die Tiere als Mitgeschöpfe Gottes zu lieben und zu achten.“ (JZ 38) Der sich mitteilende alte Rotschimmel ist eines der Wesen, die Hansjakob wie Menschen aus ihrem Leben berichten läßt. Dieses schriftstellerische Verfahren, das Tieren und Pflanzen Stimme verleiht, sie gewissermaßen zu Persönlichkeiten macht, hebt dadurch ihre Bedeutung. Er gibt ihren Reden Gewicht und zeigt individuelle Unterschiede auf. Der Leser erkennt: „Kein Pferd ist wie das andere.“ (LVP 57)⁹ Unter Mühe und Plage zieht das Bauernpferd „einen schweren Pflug durch schweres Erdreich“, ab und zu durch Peitschenhiebe angetrieben. (12) Wenn ein Haustier gehegt und gepflegt wird, dann nur aus Selbstsucht, „um später ein schön Stück Geld für dich zu bekommen oder um in ihrem harten Dienst dich gut verwenden zu können“, spricht der Rotschimmel. (13)

Der Verkauf eines Tieres, damit es anderswo geschlachtet würde oder dem Menschen noch eine Weile „diente“, war mit der Trennung vom gewohnten Hof, gewohnten Stall verbunden. Angst und Heimweh ergriff die Tiere. Die Schafe, die auf einem Wägelchen angebunden standen und vom Bauern zum Metzger geführt wurden, ahnten ihr Los und litten. „Das sah ich“, schreibt Hansjakob, „ihrem Zittern an und las es in ihren Augen.“ (SSt 298) Hansjakob erlebte, wie das Landvolk aus allen Tälern dem Haslacher Viehmarkt zuzog. Einzelne Bauern führten ihre Rinder, Kühe, Ochsen mühsam „dem Städtle zu, weil die Tiere offenbar ungern ihr gewohntes Heim verlassen mussten. Einzelne brüllten vor Weh (...) Heute abend schon steht manches Rind in fremdem Stalle neben ihm fremden Tieren, aber um sein Heimweh kümmert sich kein Mensch“. (All 275)

Die Pflanze nimmt für Hansjakob einen höheren Rang ein als das Tier, denn sie erhält direkt oder indirekt alles menschliche und tierische Leben. Sie steht überdies dem Menschen näher als das Tier. „Sie ist durch ihren aufrechten Bau, ihre dem Licht zugewandte Krone, ihre Zweige und Äste und ihren Stamm uns näher verwandt als das Tier.“ (209) Die Pflanzenwelt ist älter als Tier- und Menschenwelt, sie mußte erst die Atmosphäre schaffen, in der Mensch und Tier leben konnten. (210) Sie ist edler als das Tier. Worte wie „tierisch“ und der Vergleich von Blume und Blüte mit dem Schönsten im Menschenleben zeigen das. (210) Zur Schönheit auf Erden trägt wesentlich die Pflanzenwelt bei. Ohne sie könnten wir nicht von landschaftlichen Schönheiten reden. (210) Hansjakobs besondere Liebe zur größten Pflanze, zum Baum, zum Wald und das hohe Alter, das Bäume erreichen können, machte sie für Hansjakob mehr als andere Pflanzen geeignet, sie selber aus langer Erfahrung erzählen zu lassen. Die riesige alte Platane vor seinem Fenster in der Karthaus spricht in der Stille der Dämmerung

⁹ Hansjakobs kleine Erzählung „Aus dem Leben eines Vielgeprüften“ (1903) wurde vielleicht durch L. Tolstois Erzählung „Leinwandmesser. Die Geschichte eines Pferdes“ angeregt. Sie erschien auf russisch 1885 und schon 1887 auf deutsch. Daß Hansjakob dieses Werk kannte, ist gut möglich, denn er las auch Bücher von russischen Schriftstellern.

und Dunkelheit zu Hansjakob und berichtet aus ihrem Leben, teilt ihre Gedanken mit. Zuvor rückt sie das Verhältnis Pflanze-Mensch zurecht: Die Menschen wissen nicht, wie nahe wir ihnen verwandt sind. „Und in einer Baumwurzel ist oft mehr Lebenskraft (...) und Energie, als in manchem verkümmerten Menschenhirn.“ (K 330) Von einer alten Eiche habe sie als junge Platane eine Lehre über die Menschen empfangen, die lautete: Die Menschen sind „die Massenmörder der Schöpfung“; auch die Bäume sind nicht sicher vor ihrer Mordgier. Eine Birke bei der Heidburg: Mit scharfem Messer kletterte ein Bub des Heide-Michel an ihr hinauf und schnitt ihr die schönsten Zweige ab. Der Heide-Michel fertigte daraus Besen, die verkauft wurden. Dem Buben und dem Heide-Michel selbst konnte der Baum nicht grollen, denn der Heide-Michel musste sich und seine Familie mühselig durchbringen. (LÜ 20) Dass Tiere und Pflanzen für die Menschen und deren Lebensbedürfnisse leiden und sterben müssen und der Glaube, dass Tiere und Pflanzen eine Seele haben, lässt Hansjakob auf ein „ewiges Leben“ auch für sie, besonders für die Tiere hoffen. (All 134; SSt 150f.) Das wäre gerecht, denn: „Uns elenden Sündern werden die Leiden mit ewigen Freuden vergolten, die armen, schuld- und sündlosen Tiere aber sollen unter unserer Hand leiden und sterben ohne Vergeltung!“ (SSt 128)

IV. Das Unaufhebbare

Ein Philosoph, auf den sich Hansjakob immer wieder bezieht, ist der deutsche Philosoph Arthur Schopenhauer (1788–1860). Schopenhauer war stark von indischem, besonders von buddhistischem Gedankengut beeinflusst und trug durch sein Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ zu dessen Verbreitung in Deutschland bei. Wie nach buddhistischer Lehre ist nach Schopenhauer Leben Leiden. Hansjakob stimmt aus christlicher Haltung Schopenhauer zu: „Wie schön sagt der große Denker und Philosoph Schopenhauer in Übereinstimmung mit dem Christentum, daß das diesseitige Leben wesentlich Leiden“ ist. (All 414) Und Schopenhauer sagt „so zutreffend“: „Die Lehre (...) von der Erlösung als Verneinung des Willens zum Leben ist die große Wahrheit, welche den Kern des Christentums ausmacht.“ (415; vgl. 427f.) Hansjakob reflektiert die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, der menschlichen Lebensverhältnisse, der außermenschlichen Natur.

1. Vergänglichkeit

Die Erde ist ein großer Begräbnisplatz: „Wohin wir schauen auf der weiten Erde und auf dem unermesslichen Gebiete der Natur – überall sehen wir ein ewiges Werden und ein ewiges Sterben und ein ewiges Begrabenwerden. Die Nacht

begräbt den Tag, der Tag die Nacht, und Tag und Nacht ist die Natur an der Arbeit, Neues zu schaffen und Altes zu begraben.“ (MG 22f.) Grab bedeutet Verwesung, die greulichste Furie aller organischen Wesen. (21) „Die Verwesung ist der greulichste der Greuel (...), das Grab (...) der Ort der furchtbarsten Verdemütigung des stolzen Menschen (...), die Stätte (...), in der sein (...) Leib in grauenvollster Art verarbeitet wird bis zum Staube.“ (21f.) Kindheit und Jugend erscheinen „zeitlos“, sie werden in ihrer Sorglosigkeit der Zeit enthoben erlebt. (JZ 308f.) Das ändert sich mit zunehmendem Alter. Als im Frühjahr 1897 die Leute im Wolfstal ihre Erdäpfel in die Erde legten, war Hansjakob im Tal und jetzt, da sie sie ernteten, kam er wieder. Er glaube, schreibt er, „es seien kaum einige Wochen seitdem vergangen. So rast die Zeit mit uns jenem Tage entgegen, an dem der Tod und das Grab uns erwarten“. (A 363) Wie schnell ist die eigene Lebenszeit vergangen, wie schnell das Alter gekommen! (K 89)

Hansjakobs „Allerseelentage“ (1912) sind konzipiert als durchgängige Konfrontation mit der Vergänglichkeit an all den Plätzen, an denen der jetzt alte Mann seine glückliche Kindheit und Jugend verbracht hatte: „Schon seit Jahr und Tag treibt mich (...) der Gedanke, nochmals (...) alle Stätten zu besuchen, über denen mein Kinderhimmel gelacht hat, um mich an Ort und Stelle wieder zu versenken in die glücklichste Zeit des Lebens.“ (All 13) 1910 fanden diese Besuche statt: Im Frühsommer des Jahres ging es nach Haslach, im Herbst nach Rastatt. Im Vaterhaus stieg Hansjakob auf die „obere Bühne“. „Hier war der Olymp meiner Knabenfreuden, mein Taubenschlag, der zahllose Stunden meine Seele beschäftigte und mich oft alles andere vergessen ließ, selbst das Essen (...) Die Stunden, die ich hier verlebte, indem ich meinen Tauben durch ein Fensterchen in der Türe zuschaute, wie sie sich Liebeserklärungen machten, sich zankten, wie sie nesteten, brüteten und die Jungen fütterten, waren mir glückselige.“ (100) Von Haslach aus besuchte Hansjakob den in einem nahen Tälchen gelegenen „Helgenberg“. „Aus dem Tälchen, das zur Kapelle führt, kamen Haslacher Spaziergängerinnen jüngeren und mittleren Alters, alle mir völlig fremd. Vor sechzig Jahren kannte ich vom Schulkind bis zum ältesten Mann und zur ältesten Frau alle Einwohner von Hasle. Heute kenne ich im Ganzen kaum mehr fünfzig Personen, und die Menschen der Heimat sind mir fremd geworden.“ (76) Der „Schänzle“ genannte Ausläufer eines Bergrückens zwischen Hofstetten und Haslach war eine der Stätten von Hansjakobs Knabenglückseligkeit. (131) Auf dem „Schänzle“ lag einst ein Acker mit den herrlichsten Kirschbäumen, „deren Früchte, Weißbäckler genannt, zu den ersten Kirschen gehörten“. (131) „Heute (= 31. Mai 1910) fand ich, daß auf dem Acker kein Baum mehr steht aus jenen Tagen und dass meine Kirschbäume, mir damals wahre Himmelsleitern, nicht einmal mehr Nachfolger erhalten haben.“ (132) Die Kirschbaumkultur war aufgegeben worden. Das Gleiche war auf einem anderen Acker in der Nähe geschehen: Da standen weder Kirsch- noch Pflaumenbäume mehr. (134)

Wenn auch die Pflanzen, einzeln betrachtet, der Vergänglichkeit unterworfen sind, so erscheinen sie in ihrer Gesamtheit, als Natur, als Landschaft „ewig jung“. (240) „Lange saß ich so bei dieser besten, ewig treuen Freundin Natur, die durch ihre Ruhe die Stürme bannt in unserer Seele und durch ihre Gottesnähe Balsam legt auf unsere Wunden.“ (A 14) Doch ist auch die Welt vergänglich und wird untergehen. Die unvergänglich scheinenden Sterne, die den Menschen in der Stille der Nacht erfreuen, werden für immer verlöschen. (411)

2. *Leiden und Tod*

Er halte es mit Schopenhauer, schreibt Hansjakob, welcher diese Welt als „Tummelplatz gequälter und geängstigter Wesen, welche nur dadurch bestehen, daß eines das andere verzehrt“, betrachtet. (All 427; vgl. LVL 20f.) „Warum verdrießt uns das Leben? Weil leben – leiden heißt“, sagt Hansjakob im Anschluss an Schopenhauer und Buddha. (MG 18) Schau man einem Tier tief in die Augen, so zeigen die Augen Traurigkeit und Schwermut, Ausdruck ihres Unglücks. (SSt 150) Sein eigenes Leben, bemerkt Hansjakob über die Zeit, die auf die glückliche Kindheit und die sorglose Jugend folgte, sei Leiden, Kämpfe, Schmerzen gewesen. (All 43) Qualvoll das Alter. (5ff.) Daher: Wenn er den Kinderhimmel nochmals durchleben könnte, er wüsste ihn nicht zurück, wenn er danach all das erleben müsste, was er erlebt habe. „Der Kaufpreis wäre mir zu hoch“, formuliert Hansjakob in Anlehnung an Schopenhauer. (46) Seit dem Überschreiten der Lebensmitte war Hansjakob der Tod stets gegenwärtig (MG 9), Dasein als „Sein zum Tode“. Der Anblick herbstlicher Matten lässt in Hansjakob den Gedanken aufsteigen, dass die Blumen auf den Matten doch einmal blühten, bevor die Sense sie niedergemäht hat, „während es so vielen Menschen versagt ist, ihr Leben blühen zu sehen“. (A 364) Ein Wiedersehen in Vöhrenbach: „Noch vor Mittagszeit fuhr ich im Städtchen Vöhrenbach ein und begrüßte, ohne auszusteigen, den Kreuzwirt, meinen Herbergsvater vor fünfzehn Jahren. Der Mann ist alt geworden in dieser Zeit. Mit der Miene eines Gramgebeugten stund er vor mir und erzählte, daß sein einziger Sohn und seine einzige Hoffnung in diesem Frühjahr ihm gestorben sei und er jetzt daran denke, alles zu verkaufen und fortzuziehen. Ich gedachte des heitern Abends, den ich bei meinem letzten Hiersein im Kreuz verlebt.“ (VW 45f.)

Als besonders bedrückend empfand es Hansjakob, wenn er an – gegenüber früher – unveränderte Örtlichkeiten kam, diejenigen aber, die sie einst belebt hatten, tot waren. (All 414) Stätten, an denen der Tod intensiv gegenwärtig ist, sind Friedhöfe und Gräber. Stätten der Bitternis dem, der dort die betrauert, die er gekannt hat. (271) Aber sie sind auch Stätten dankbarer Erinnerung und Stätten, die an die eigene Vergänglichkeit gemahnen. „In Hofstetten befindet sich in alter, schöner, christlicher Art das Totenfeld noch rings um die Kirche.“ (P 246) Es

ist christlich und sinnig, die Verstorbenen um sich zu haben beim Kirchgang, gemeinsamem Gebet, Gottesdienst. Auf diese Weise vergisst man sie viel weniger und gedenkt auch mehr des eigenen Todes. (248) In den Städten, wo alles nur rennt nach Erwerb und Genuss, hat man, kritisiert Hansjakob, unter dem Vorwand der Gesundheitsgefährdung, die Friedhöfe hinausverlegt. (248) Man will die Toten nicht mehr um sich haben und meint, auf diese Weise länger und vergnügter leben zu können. (248) Anders in Hofstetten: „Alltäglich erbaue ich mich an den Hofstettern, die zur Kirche kommen. Kaum ist der Gottesdienst zu Ende, so eilen sie hinaus auf die Gräber ihrer Toten, beten dort einige Zeit, besprengen sie zum Abschied mit Weihwasser und kehren dann erst zu ihrer Tagesarbeit zurück.“ (248)

Hansjakob wanderte stets gerne auf Kirchhöfen umher. (249; A 253) Wenn sie in oder bei Haslach lagen, las er die Namen auf den Steinen und Kreuzen und erinnerte sich. An den Gräbern von Verwandten, Bekannten, Freunden gedachte er der Verstorbenen und betete für sie. Er erfuhr ihre geistige Anwesenheit. „Die Gewißheit der Unsterblichkeit durchbebt mich nie mehr als auf den elterlichen Gräbern. ‚Sie sind tot, erlöst von irdischen Sorgen, aber sie leben noch, ihre Schatten umgeben dich, während du dastehst‘ – so spricht’s in mir, und ich fühle gleichsam die Existenz ihrer Seelen in meiner Nähe.“ (P 249) Hansjakob stellt Friedhöfe als Orte der Ahnenbegegnung, der Vergegenwärtigung von Geschichte heraus. Stärker als anderswo lässt sich auf dem Friedhof die menschliche Existenz als geschichtliche, d. h. als gewordene, andern verdankte, fortwirkende erfahren, eine ins Bewusstsein gehobene Erfahrung, wodurch Hansjakob besonders chinesischer Tradition nahesteht. Friedhöfe sind Kulturorte ersten Ranges, zumal, wenn sie um die Kirche liegen, also Kirchhöfe sind. Sinnenfällig vereinigen sich dort Himmel und Erde, nachtodliches Fortleben und Vergänglichkeit.

V. Das Aufhebbare: Die Plutokratie und deren Wirkungen

„Börse und Großindustrie sind das Unglück unserer Zeit“, urteilt Hansjakob. (P 76; vgl. F 93) Über einen Zeitraum von sechs Jahrzehnten verfolgte er die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vorgänge und stellte Umbrüche fest, welche er der Plutokratie zuschrieb: Die Menschen entfremden sich zunehmend von sich selbst, von ihrer Herkunft und Geschichte, von der Natur. Der rechnende Verstand unterwirft sich Natur und Landschaft, beutet sie aus und verschandelt sie. Das Großkapital treibt die Aufrüstung voran, entfesselt Kriege, um neue Märkte zu erobern. Der Staat hilft dazu, die Macht des Großkapitals beständig zu erweitern, indem er dessen Interessen bedient. Ein Hasten und Jagen ist im Gange. „In tausend neuen Gestalten drängt sich das Leben an uns vorbei.“

(P 246) Lärmig, flüchtig und oberflächlich ist das Leben geworden, denn was zählt? „Geld und abermals Geld und Dampf (...) und Elektrizität und Eisenbahnen und Handel und Verkehr und Industrie und Export und Import.“ (A 408; vgl. K 70f.) Was Europa bevorstand, war in den Vereinigten Staaten von Nordamerika schon da: Nirgends zeigen sich die „teuflischen Segnungen“ von Industrie, Großkapital, Börse greller als in den Vereinigten Staaten. (P 298) „In Amerika ist alles Spekulation und selbst das Land, das Ackerland, nur Objekt dieser Spekulation und nicht Gegenstand fürsorglicher Bebauung.“ (298) Geld ist in Amerika Recht, Ehre, Freiheit. Die Partei mit dem meisten Geld „macht“ und gewinnt die Wahlen, und die am Ruder sind „machen“ sich dann zu gemachten Männern; Land und Volk sind ihre bzw. des Geldes Spielballen. (299)

1. Entfremdete Menschen

Immer mehr Landvolk, stellt Hansjakob fest, gab die Landwirtschaft auf, ließ die Landarbeit hinter sich. Bauernfamilien verkauften ihren Besitz, obwohl sie Nachkommen hatten und fielen nach zwei, drei Generationen dem Proletariat anheim. (All 28) Als Proletarier waren sie dann „frei“ von Produktionsmitteln, die ihre Voreltern besaßen – Acker, Wiese, Weide, Wald. Geblieben war ihnen ihre Arbeitskraft, die sie verkaufen mussten, um leben zu können. Wie sie arbeiteten, was sie arbeiteten, wann sie was arbeiteten bestimmten nicht mehr sie selber und die Natur, sondern die, denen sie ihre Arbeitskraft verkauft hatten. Knechte und Mägde verließen die Höfe, andere verdingten sich gar nicht erst. Es zog sie in die Fabriken in Land oder Stadt oder sie suchten in der Stadt andere Arbeit – als Kutscher, Handlanger, Dienstmädchen u. a. (EB 262; F 189f.) Alte Handwerksberufe und Gewerbe starben aus. Der Kapitalismus hatte sich auf Industrie und Handel geworfen und den kleinen Handwerker ruiniert. (P 159) Ein Markstein in dieser Richtung war die Aufhebung der Zünfte und die Einführung der Gewerbefreiheit im Laufe des 19. Jahrhunderts. (F 154) Der einst in eigener Werkstatt tätige Handwerker wurde nun oft gleichfalls Proletarier. Der Weber und Schneider, der Gerber und Färber, Nagel- und Hufschmiede usw. wurden immer weniger. In Haslach blieb bis 1912 nur ein Weber übrig, Jahrzehnte vorher waren es noch sieben. (ALAG 345 f.) Den letzten Freiburger Weber, der 1907 aufgehört hatte zu weben, lernte Hansjakob 1912 in der Karthaus kennen. (351 f.) Die Arbeit der Fuhrleute war weithin von der Eisenbahn und deren Angestellten übernommen worden. (B 121) Mit dem Niedergang von Handwerk und Gewerbe hörte auch die von vielen Handwerkern zugleich besorgte kleine Landwirtschaft auf. (All 131 f.)

Die Trennung von der Grundkultur der Menschheit, dem Ackerbau, der Verkauf ihrer Arbeitskraft veränderte viele Menschen und hatte zur Folge, dass sie ihrem eigenen Wesen fremd wurden. Hansjakob weist auf fünf Bereiche hin, wo

das zu Tage trat: in der „Hyperkultur“ (P 209) und Überbildung; im profitlichen Denken und Handeln; in Genuss- und Konsumsucht; in der Abnahme von Kenntnissen und Fertigkeiten; im Rückzug der Poesie aus dem Leben. Kultivierung und Bildung des Menschen beinhaltete in der Kultur der Landwirtschaft die Vorbereitung und Hinordnung eines jungen Menschen auf ein Leben und Arbeiten innerhalb dieser Verhältnisse, was in der Zeit Hansjakobs – von Hansjakob gutgeheißen – Lesen, Schreiben, Rechnen einbegriff. (97) Die Überbildung, die Hansjakob kritisiert, mit ihrem immer ausgedehnteren Schulwesen, ihrer zunehmenden Fülle von Stoff, führte weg von der Kultur des Bodens, von der Verbindung mit ihm, führte weg vom Handwerk. (W 200) Sie löste den Menschen heraus aus dem Mitsein mit der Natur, zerstörte die dörfliche Gemeinschaft, das kleinstädtische Zusammenleben und richtete den Menschen zu für die Erfordernisse des Großkapitals. Die für die bäuerliche und handwerkliche Arbeit notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten wurden nicht mehr vor allem von unten her, von Familie, Lehrherrn, Gemeinde vermittelt, von der Basis ausgehend angeeignet, sondern, da auf das industrielle Wirtschaften ausgerichtet, von der Staatsmacht über das Schulwesen erzwungen. (MG 128; vgl. VI. 1.)

Die Jagd nach Geld erfasste immer größere Teile der Bevölkerung. „Der Toni aber wollte, statt in seiner Bäckerei allein das Gold zu suchen, auch noch den Eisenbahn-Bauunternehmer spielen, kaufte Rosse und Wagen (...), um so die gute Gelegenheit, reich zu werden, recht am Schopfe zu fassen.“ (B 24) Dabei entleidete ihm das Backen und er vernachlässigte die Bäckerei zu Gunsten des schnellen Geldes. „Dazu borgte er gutmütig jedem, der nie ans Zahlen dachte. So kam es, daß sie unserm Toni, als die Eisenbahn gebaut war und der Goldregen aufhörte, Hab und Gut verkauften.“ (24; vgl. P 154) Der Wald-Großbauer Simon aus dem Holdersbach versuchte sich zunächst als Grubenunternehmer, dann – überredet von kapitalschwachen „Industrierittern“ – als Fabrikherr. Beides schlug fehl. Die Schulden, die er für die in Lehengericht stehende Fabrik machte, eine Spinnerei, brachten ihn nach der Revolution um seine Habe. (EB 185–190) Geldgier, Großmannssucht und Unkenntnis im Gebiet des spekulierenden Unternehmertums und seiner Finessen hatten zum Zusammenbruch des Simon geführt.

„Möglichst wenig Arbeit und möglichst viel Genuß“, so lautet ein heutiger Wahlspruch. Er steht neben dem Wahlspruch: „Mehr Geld, immer mehr Geld.“ (LVL 98f.; vgl. ALAG 238) Durch die Veränderung der Arbeitsverhältnisse verändert sich die Arbeit selbst und die Einstellung zu ihr. „Allgemein gilt ja in unserer Zeit die Arbeit nur noch als Zwang, nicht als Pflicht, die gerne getan wird.“ (F 65; vgl. All 204) Die Jugend wird zum Geldverdienen, Profitieren, Genießen erzogen. (Schn 3/138; P 132) Und das Geldverdienen geschieht weniger, um das Leben fristen zu können als „um das Leben aufs Beste genießen zu können“. (LVL 98) Die Arbeit wurde nicht mehr als „Ort“ verstanden, die eigenen Kräfte

und Fähigkeiten zu betätigen und zu entfalten und durch die Arbeit für das Wohl einer größeren Gemeinschaft beizutragen. Arbeit erschien nun als Last, die man möglichst schnell abschüttelte, hinter sich brachte, um genießen zu können. Und genießen hieß konsumieren, sei es auch nur, dass man ausgiebig Bier trank. (P 159; K 165) Diese Art von Genuss war das Gegenteil von dem Genuss, der in der Arbeitszufriedenheit liegt, im Genuss von Feierabendfrieden nach getanem Tagwerk, im Ausruhen von harter Arbeit. (Vgl. JZ 62; Schn 3/124) Der als Konsum aufgefasste und betriebene Genuss verdrängt den Genuss, der nichts kostet, der nicht auf „dem Markt“ zu haben ist sowie den Genuss, der einigen Aufwand an Zeit und Kraft erfordert. So hörte das einst viel mehr zum Vergnügen als zum Gewinn von zahlreichen Haslachern geübte Fischen in der Kinzig auf. „Heute (1913) fischt nicht ein Haslacher mehr in der Kinzig, es fehlt Zeit und Lust.“ (F 162)¹⁰

Eine Fülle von Kenntnissen und manuellen Fertigkeiten ging durch den Rückgang der Landwirtschaft und den Niedergang alten Handwerks verloren. Die umfassenden Kenntnisse und Fähigkeiten, die eine Bäuerin, ein Knecht haben mussten, um einen Hof umtreiben zu helfen, die ein Dorfschneider besitzen musste, um Trachten zu schneiden, bildeten wesentliche Seiten ihrer Persönlichkeit. Für die Fabrikarbeit hingegen reichte oft die Beherrschung weniger Handgriffe: unqualifizierte Arbeit war dabei, an die Stelle qualifizierter Arbeit zu treten, die dürftige Persönlichkeit an die Stelle der vielseitigen. (Vgl. F 140; P 201; K 33)

Die Orientierung auf Geldverdienen und Genuss vertrieb die Poesie aus dem Leben. Das Singen nahm stetig ab. (WK 183) Bräuche verloren sich. Zum Beispiel der „Funkensonntag“: Am 1. Fastensonntag wird in allen Dörfern des rechten Bodenseeufer der „Funke“ angezündet. Dazu bringt die männliche Jugend reichlich Holz zusammen, fährt es auf einen Buckel, errichtet einen Riesenstoß und entzündet ihn gegen Abend. Um das Feuer sammelt sich vorab die ledige Dorfjugend. Drei Wochen später wiederholt sich das Gleiche am linken Seeufer und im Osten des Bodensees. Um 1870 konnte man von Hagnau aus am Sonntag Lätare 60 bis 70 solcher Feuer sehen – im Allgäu, in Vorarlberg, in der Schweiz. (Schn 3/137f.) Um die Jahrhundertwende gab es, erfuhr Hansjakob, kaum mehr als 20 dieser Feuer. „Wenn ich nicht es wüßte und an hundert andern Dingen es sähe, wie die Poesie im Volke schwindet, ich könnte es an den Funken erfahren (...) Ein Stück Idealismus gehört eben doch dazu, ganze Holzstöße zuerst von Haus zu Haus zu erbetteln und dann mühsam auf die Bergeshöhe zu schaffen. Der heutigen Jugend schaut dabei zu wenig heraus; sie trinkt während der Zeit, die sie zum Funken brauchte, lieber Bier und Most und krakeelt in den Dorfstraßen.“ (138) Ebenso gingen kirchliche Bräuche stark zurück. Die Zeit,

¹⁰ Doch mag auch die Verschmutzung der Kinzig eine Rolle gespielt haben. (Vgl. P 210 f.).

die Anstrengung, die Gestaltungskraft wurde für dergleichen nicht mehr verausgabte. Viele Prozessionen etwa fanden gar nicht mehr statt, andere waren verkürzt. (P 55f.) „Heute gehen die Prozessionen fast überall möglichst kurzen Weg. Man sieht, die Poesie hat auch in der Richtung abgenommen.“ (56) „Die religiöse Vergleitscherung sinkt langsam von oben nach unten“, so Hansjakobs Fazit. (All 451)

2. Gefährdung von Boden und Heimat

Wer die Landwirtschaft aufgibt, vielleicht aufgeben muss, verliert den eigenen Boden, verliert oft die Heimat. Ein den Verlust der Landwirtschaft beschleunigendes Ereignis war nach Hansjakob der Ausgang der Badischen Revolution von 1848/49. Viele wurden nach der Revolution um ihr Hab und Gut gebracht. (Vgl. VI. 2.) Die 50er-Jahre, stellt Hansjakob fest, waren für die badischen Bauern die schlechtesten seit dem Dreißigjährigen Krieg. (B 202; vgl. ALAG 151) Der Bourgeois gab keinen Kredit mehr und trieb die Schulden ein. Der Staat half mit „richterlicher Verfügung“ dazu; Missernten verschlimmerten die Lage. (EB 89f.) „So kam es, daß Tausenden wegen Schulden von 50 und 100 Gulden alles versteigert wurde. (...) Wer dann die 50 oder 100 Gulden, für welche das ganze Eigentum gepfändet war, bot, bekam Hab und Gut, Haus und Hof des armen Teufels von Schuldner, auch wenn sie das Zwanzig- und Dreißigfache wert waren.“ (90) Selbst reiche Bauern, die sich verschuldet hatten, wurden auf diese Weise arm. So konnten „bessere Bürger“ (89) auf leichte Art reich werden oder große Waldbesitzer wie die Fürstenberger vergrößerten billig ihre Waldungen. (90; 260; 274)

In den folgenden Jahrzehnten war die Lage für den Bauernstand nach wie vor schlecht. (VW 88; vgl. A 213) Die Industrie entzog der Landwirtschaft Arbeitskräfte. (P 159) Staatliche Vorschriften und steuerliche Belastungen entleierten den Buren das bäuerliche Leben, z.B. sollten die alten Schwarzwälder „Walderstiere“ einer neuen Rasse weichen, was die Bauern zwang, „von den Bergen weit hinab ins Tal ihr Vieh zu bringen, um einen staatlich erkürten Stier zu finden“. (237) Das Branntweinsteuergesetz hielt Hansjakob für grausam und kommentiert: „Wenn man so scharf in die Geldschränke und Börsenmanöver der Millionäre hineinschauen könnte und wollte, wie in die Brennhäfen der Buren, dann könnte man jedem Steueraufseher ein Ministergehalt geben und hätte doch noch Geld genug für die Staatskasse.“ (216) Die Feuerversicherungen, die Staatsmacht im Rücken, propagierten Ziegel und zwangen die Bauern über hohe Versicherungsbeiträge für Strohdächer, ihre Höfe und Gütchen mit Falzziegeln zu decken. (291f.; vgl. 208f.) Hansjakob behauptet: Es ging dabei nicht um das Wohl der Bauern, sondern um den Gewinn der Feuerversicherungsgesellschaften. Diese Gesellschaften bildeten Ringe, welche die Prämien immer höher schraubten. Einem Bauern, der sich im Namen anderer in Karlsruhe darüber beklagte, gab

der Vertreter der Regierung den „elenden Trost, es seien eben wieder neue Gesellschaften im Lande konzessioniert und die Konkurrenz würde Abhilfe bringen. Auch wolle die Regierung den betreffenden Gesellschaften die Sache der Bauern empfehlen“. (A 39) „Als ob Dividendenjäger auf Empfehlungen hörten!“ sagt Hansjakob zutreffend. (40) Außerdem wird alsbald die „Konkurrenz“ dem Ring beitreten und wie die anderen Gesellschaften dem Bauern sein Geld abnehmen. (40; vgl. 374) Dergleichen Erschwernisse sowie die Möglichkeit, anderswo ein Auskommen zu finden – in der Fabrik vor allem – brachten Bauern dazu, ihren Hof zu verkaufen. Jeder, der Kapital hatte, konnte einen Bauernhof kaufen. Die Firma Gütermann z. B. kaufte an der Elz Bauernhöfe zusammen, riss die Häuser nieder und arrondierte sich. (All 28) Das hält Hansjakob für verhängnisvoll. Wenn schon Verkauf, dann an einen, der das Land bebaut und zwar nur an „die Buren und Tagelöhner der betreffenden oder anstoßenden Gemeinden“ oder an die Gemeinden selbst. (P 192) Aber der Staat kauft selber Höfe. Er pflanzt Wald. So wird der Bauernstand zurückgedrängt. (192)

Wer die Heimat Richtung Stadt verließ, verließ sie nun meist für immer. Das Verlassen der Heimat konnte Heimatlosigkeit und Entwurzelung oder Heimweh zur Folge haben. In der Karthaus bei Freiburg, städtisches Alten-, Armen- und Invalidenheim lernte Hansjakob beides kennen. (Vgl. K 201; P 266) Einer von den Invaliden, die es vom Land in die Stadt geschwemmt hatte und die nun, fern der Verwandtschaft und der Herkunftsgemeinde dort ihre letzte Lebenszeit verbrachten, stammte aus dem Harmersbachtal. Noch nicht 50 Jahre alt und invalid fand er Aufnahme in der Karthaus. Heimweh? Er hat keins mehr. „Wer keine Heimat mehr hat“, sagte er im Gespräch mit Hansjakob, „hat auch kein Heimweh mehr.“ (SSt 50f.) Manche betagten „Karthäuser“ aber klagten über Heimweh, obwohl sie es in der Karthaus in mancher Hinsicht besser hatten als daheim. (P 266) Über die große Pflegeanstalt in Fußbach, die für die Armen des Kinzigtales eingerichtet worden war, berichtet Hansjakob: „Die gemütlose Humanität unserer Zeit (nimmt) sie fort aus der dunklen Stube (...), bringt sie in große, helle Räume, speist und trinkt sie besser, als sie es daheim an Sonntagen hatten, und doch sind die meisten dieser Armen sterbensunglücklich aus Heimweh.“ (Schn 1/265f.) Die staatliche Gesetzgebung trug zur Lockerung oder Aufhebung der Bindung an die Heimatgemeinde bei. Einst sorgten schon die Eltern dafür, dass jedes Kind im Elternhaus das Herbergsrecht hatte. „Beim Volke, in den Tälern des Schwarzwaldes existiert diese Poesie noch (...), aber unser Reichsgesetz macht die Menschen heimatlos durch den famosen ‚Unterstützungswohnsitz‘, ein Wort, das die Härte und die Prosa in sich selbst trägt.“ (WK 157) Insgesamt, bemerkt Hansjakob, lässt die Bindung an die Heimat nach: Heute ziehen viele „leichten Herzens von daheim fort und leben und sterben in der Fremde ohne Sehnsucht nach der Heimat“. (MG 43) Früher war es anders. (43) Die Uhrenträger und -händler kehrten nach mitunter langer Abwesenheit, oft als

vermögliche Leute, wieder in die Heimat zurück. (JZ 17; ESch 53) Hansjakob preist die Chinesen: Ihre Bindung an die Heimat ist so stark, dass sie, die in Unzahl in Kalifornien leben, „alle ihre Leichen über den Stillen Ozean ins heimatische Reich zurückbringen, auf daß sie den letzten Schlaf schlafen können unter der Scholle, auf der sie geboren wurden“. (MG 44) Mit dem Verlust der Bindung an die Heimat ging vielen die Kultur der Heimat verloren, ihre Überlieferungen, Bräuche, Feste. Doch auch viele der Daheimgebliebenen wurden der Heimat nach und nach entfremdet. Großkapitalistische Produktionsverhältnisse überzogen das Land und veränderten die Lebensverhältnisse.

3. Schädigung der Kulturlandschaft

„Im Wolfstal hat ein jetzt toter Förster alle Buchen in den fürstenbergischen Waldungen vertilgt, und im Schappe sind ihm bis heute die Bauern tapfer nachgefolgt. Jetzt tun's, wie ich mich heute überzeugte, auch die Hofstetter.“ (A 179) Der Grund? Die neuzeitliche herz- und gemütlöse Forstwirtschaft lehrt, dass die Buchen zu wenig Gewinn bringen. Deshalb sollen Fichten und Tannen her, die geben bald Nutzholz. „Schon in diesem gang und gäbe gewordenen Wörtlein Nutzholz liegt die ganze geldgierige Rohheit unserer Zeit den Wäldern gegenüber.“ (81) So wird einem Baum von großer Schönheit der Garaus gemacht, der Herz und Gemüt erfreut, der zum Schwarzwald gehört, zu seinem Ausdruck beiträgt: „Im Frühjahr machen die Buchen rings um sich lichten, smaragdnen Schein, und im Herbst vergolden sie mit ihren sterbenden Blättern Berg und Tal.“ (80) „Ja selbst im Winter mutet uns der helle Stamm und das weiße Geäst der Buche an.“ (179) Viele Bauern lassen ihre Wälder nicht mehr emporwachsen. Noch nicht alt, die Stämme noch dünn, wird der Wald eingeschlagen und das Holz in die Papierfabrik verkauft. (EB 118; vgl. DB1 II, 194) Zwischen Vöhrenbach und Neustadt wurde von Gemeinden und Privatpersonen „die Skala der steigenden Holzpreise weithin sichtbar in ihre Wälder gehauen“. (DB1 II, 190) Da Holz Geld bringt, wird nicht nur eingeschlagen, sondern offenes Kulturland zunehmend aufgeforstet. Auch um Haslach, so Hansjakobs Bilanz im Jahre 1910, war die Landwirtschaft zurückgegangen. (All 105) Im „hintern Stricker“, wo die Haslacher einst Äcker oder Matten hatten und wo, durch des Knaben Arbeit dort, viele Erinnerungen Hansjakobs lebendig sind, befindet sich jetzt Wald. (84) Hansjakob nennt einzelne Gründe für das Verschwinden landwirtschaftlich bebauten Landes um Haslach: die Unlust der heutigen Haslacher, Landwirtschaft zu treiben; die im Unterschied zu früher teureren Tagelöhner; der „rentable Verkauf von Christbäumen, die mit der Bahn weithin versendet werden“. (84f.)

Manches ursprünglich landwirtschaftlich gepflegte Land um die Städtchen herum wird als Bauland für Wohnhäuser und Fabriken verkauft. Hansjakob selbst ließ seinen „Freihof“ auf einer Matte unterhalb des „Urwaldes“ erbauen. Er hat-

te die Matte, von der er einen schönen Blick auf seinen Geburtsort genoss, einem Haslacher Bürger abgekauft. (F 14) Was sich hier vollzog, geschah im Großen um Städte wie Freiburg: Die Städte saugen die Dörfer in ihrer Nähe auf, „um Einfluß auf das Bauterrain zu gewinnen und eine größere Seelenzahl zu erzielen“. (A 16) Als Hansjakob im Sommer 1900 von Freiburg das Elztal und Simonswäldertal hinauffuhr, verglich er das, was er von der Kutsche aus zu sehen bekam, mit dem, wie die Gegend um 1860 ausgesehen hatte. Waldkirch war „neuzeitig herausgeputzt“ durch Fabrikantenvillen und „neumodische Prachtbauten“. (VW 5) „In und um Waldkirch feiert die liebe Industrie eine wahre ‚Kirchweihe‘ – und Fabrik an Fabrik verkündet den ‚Fortschritt‘ unseres Jahrhunderts.“ (5) Die Fabrikschlotte verhässlichen einen reizvoll gelegenen Ort mehr als eiserne Brücken. (A 20) So wird das Eingefügtsein von Städtchen und Stadt in die Landschaft aufgebrochen. Im Simonswäldertal, in das der Reisende einbog, war „gottlob alles noch ländlich“. (VW 10) Das Kilpental hinauffahrend begegnete Hansjakob den Auswirkungen des Fabrikwesens jedoch in anderer Weise wieder: von Zeit zu Zeit tauchten Ruinen verlassener Häuser auf und Hansjakob hörte, dass die Menschen, die hier gewohnt hatten, in die Fabriken gezogen seien. (17)

Die Viehweiden, die Hansjakob als alter Mann sah, waren nicht mehr die Weiden seiner Knabenjahre: es weidete weniger Vieh draußen. Etliche Bauern hielten ihr Vieh im Stall, weil Stallfütterung und Stallhaltung gepredigt wurde. (All 105; Schn 3/326) Entsprechend bekam man weniger Hirtenkinder zu Gesicht. (All 105) Die Flüsse werden in ein gerades Bett gezwängt: „Die Kinzig ist ja eingeschnürt in einen steinernen Kürß und muß einen Weg gehen, so geradlinig, wie eine Kolonne Soldaten. Sie darf kein Wässerlein und kein Sandkorn und keine Kieselsteine mehr abgeben an das Uferland.“ (158) Daher gibt es den Platz nicht mehr, wo ehemals die Haslacher Gänse vom Gänsjokele gehütet wurden. Wassergumpen, kleine Sanddünen, Weidenbüsche fehlen. (158) Unbeachtet blieb bei der Flusseinzwängung, dass durch die Erhöhung des Flussbettes die Überschwemmungsgefahr stieg. (158) 1912 fand Hansjakob die Dämme der Dreisam bei Betzenhausen mit Steinquadern ausgeschlagen und kahl. Vor 65 Jahren waren ihre Ufer mit Weidengebüsch und zahlreichen Kräutern und Blumen, namentlich Nachtkerzen bewachsen. (ALAG 239) Die alten Eichen im Karlsruher Hardtwald leiden Durst, weil der eingeeengte und korrigierte Rhein ihnen sein Grundwasser nicht mehr bringen kann. (Res 74) Vielen Flüssen wird das Wasser genommen: Die Murg hat zwischen Forbach und Gernsbach fast kein Wasser, weil Fabriken und Sägewerke ihr das Wasser in Kanälen abziehen. (All 362f.) Wasserfälle dürfen keine Wasserfälle mehr sein. Sie werden abgefangen und der Elektrizitätsgewinnung dienstbar gemacht. (K 289f.) Nicht mehr steinerne Brücken sollen Ufer mit Ufer verbinden, „sanfte“ Übergänge bilden. Statt ihrer werden monströse eiserne Brücken in die Landschaft gestellt. (All 169; 173) Die zugerichtete Natur bietet manchen Tieren immer weniger Lebensraum. (ALAG

239) „Die Schmetterlinge, eine der schönsten und in ihrem Werden eine der wunderbarsten Kreaturen der Schöpfung, werden wie die Vögel, die auch zu den hervorragendsten Blüten der Schöpfung gehören, von Jahr zu Jahr weniger und seltener, wenigstens in ihren schönsten Vertretern.“ (239; vgl. All 254f.)

4. Analyse des Ersten Weltkriegs:

Auch eine Antwort auf die Drohung mit dem Dritten Weltkrieg?

Erstaunlich ist die „linke“ Linie der Ursachenforschung, die sich von Hansjakobs Schrift über den Ersten Weltkrieg¹¹ zur Frage des inzwischen angedrohten Dritten Weltkriegs ziehen lässt, unter Außerachtlassung des Zweiten Weltkriegs, der eine völlig andere Untersuchung erfordert. Es ist eine Linie, der wir auch bei Reinhold Schneider wieder begegnen und die heute im Vatikan und anderswo an Bedeutung gewinnt.

Der Kernsatz Hansjakobs zum Ersten Weltkrieg: Die Profitgier des Großkapitals ist das eigentliche Movens dieses Krieges. „Grauenhaft wälzt sich die Flut des Todes, der Leiden und der Schmerzen über Millionen und Millionen unschuldiger Menschen. Ungeheure Verwüstungen an Hab und Gut vollziehen sich zu Wasser und zu Land.“ (ZW 47) Die Imperialisten richten ihre Kolonialmethoden nun auch auf Deutschland. Um Deutschland wie schon den größten Teil der Welt in die Knie zu zwingen, soll es ausgehungert werden. Die Zufuhr von Lebensmitteln wird zur See von englischen Kriegsschiffen abgeschnitten. (19) Die Macht des Imperialismus „hat Riesenarme, mit denen sie hoch hinauf und tief hinunter, weithin rechts und links und über Meere und Länder lang kann. Sie heißt Großkapitalismus“. (21; vgl. ALAG 338) Der Großkapitalismus in England ist der „eigentliche Vater des jetzigen Weltkriegs“. (23) Neue Waffen haben den Krieg unerhört grausam gemacht. (24) Diese „Fortschritte“ verdanken sich, wie Hansjakob an anderer Stelle erläutert, den Naturwissenschaften (K 286f.), die dem „brutalen (...) Mammon an seinem Triumphwagen (...) den stärksten Vorspann leisten“. (K 291) Im Gefolge finden nicht wie früher Schlachten von mehreren Stunden oder höchstens Tagen statt, sondern dieser Krieg ist ein Stellungskrieg. „Er kostet durch seine Verlängerung Milliarden auf Milliarden an Geld und viel mehr Soldaten als die früheren Kriege.“ (ZW 28) Hansjakob prangert schließlich die Heuchelei der US-Amerikaner an, die, obwohl Anheizer und Profiteure des Krieges, politische Moral predigen: Sie machen Rüstungsgeschäfte mit den Engländern. (41) Durch die Munitionslieferungen an England verletzen sie die Neutralität und verlängern den Weltkrieg. (42f.) Der Präsident der Vereinigten Staaten, Staatsrechtsprofessor Wilson, „Hehler und

¹¹ Heinrich Hansjakob, Zwiegespräche über den Weltkrieg gehalten mit Fischen auf dem Meeresgrund, herausgegeben bei Bonz 1916 (ZW).

Helfer der Mörder“ nennt die gegen die Waffenlieferungen protestierenden Deutschamerikaner Verschwörer, „weil sie keine Freunde der Mordfabriken des englisch-amerikanischen Großkapitals sind“. (43) – Den etwa verschreckten Leser weist die Verfasserin bereits auf das Ergebnis der Studie: VII. Die fortwirkende Bedeutung der Schriften Hansjakobs hin.

VI. Hansjakobs literarische Gemälde

Man sage ihm nach, schreibt Hansjakob, dass er die Helden seiner Erzählungen bisweilen zu gut gemacht habe. Er gebe das zu. Wie ein Maler Falten im Gesicht glätte, so habe er einzelne Mängel und Fehler der Originalgestalten verschwiegen, um sie nicht zu beleidigen. Er zolle damit der Nächstenliebe den gebührenden Tribut. (EB 197) Diese Erläuterung Hansjakobs lässt sich ergänzen. Katholischer Lehre entsprechend ist der Mensch auf das Gute, Ideale, Göttliche hin angelegt. Das Böse kann er in sich überwinden. In diesem Sinne ging es Hansjakob vorab um die Darstellung von Menschen, die weitgehend vom sittlichen Wesen des Menschen bestimmt, die ferner, wie wir gesehen haben, mit der Landwirtschaft verbunden und noch nicht durch „Hyperkultur“ verbogen waren.

Für Hansjakob galt, dass auch der scheinbar unbedeutendste Mensch der Beachtung wert ist: „Des unbedeutendsten Menschen Leben hat für mich etwas Anziehendes, und wenn ich mit einem Tagelöhner, mit einem Knecht oder einer Magd auch nur zehn Minuten lang rede, so pflege ich nach ihrer Heimat, ihren Eltern, nach der Zeit ihres Dienstes zu fragen und höre der Beantwortung dieser Fragen mit einer Aufmerksamkeit zu, als gälte es eine neue Entdeckung zu machen auf dem unermesslichen Gebiete der Menschheit.“ (B 199) Damit jemand Titelgestalt einer Erzählung Hansjakobs wurde oder breiteren Raum in Hansjakobs Werk einnahm, musste sich dieser „unbedeutendste Mensch“ in irgendeiner Weise als „bedeutend“ erweisen. Diese Bedeutung stellt Hansjakob nach drei Richtungen heraus: 1. Was arbeitete und wirkte einer? Wie verrichtete er seine Arbeit, wie packte er die Dinge an? In welchem Lebenszusammenhang stand seine Arbeit? 2. War einer eine Persönlichkeit mit eigenen Gedanken, mit unverwechselbaren Zügen, war er, kurz gesagt, ein „Original“? 3. In welcher Weise geriet jemand in die Fangarme der Plutokratie? – Aus der Fülle der von Hansjakob vorgestellten Menschen werden beispielhaft eine Reihe besonders eindrücklicher Gestalten ausgewählt.

1. Die Schönheit des fähigen, arbeitsamen, ausdauernden Menschen

Arbeitsamkeit ist für Hansjakob ein entscheidendes Kriterium des Menschseins und ein Fundament der Kultur. Durch Arbeit macht sich der Mensch die

Natur außer ihm zugänglich. Arbeit ist notwendig. Jeder, der arbeitsfähig ist, muss arbeiten. Fast alle der vielen Menschen, denen Hansjakob ihr Leben und Wirken „abfragte“ und die er in seinen Büchern „beschreibt“, waren fleißige Leute, die sich und die Ihren durch Arbeit erhielten und deren Tätigkeit unverzichtbar war. Das betraf alle, die in der Landwirtschaft arbeiteten, vom kleinen Kind an, betraf handwerklich Tätige. Die geringste Arbeit ist wertvoll und macht den, der sie gut ausführt, zu einem wertvollen Glied der Gemeinde und des Landes, in denen er arbeitet. (Vgl. Schn 1/248) Die Lebenswege, von denen Hansjakob berichtet, waren „Wege der Arbeit“. Wie sich ein Lebensweg gestaltete, hing von der Herkunft, von den Fähigkeiten, vom Charakter, nicht zuletzt von Schicksalsschlägen ab. Hansjakob legt Wert darauf, sichtbar zu machen, wovon einer ausgehen konnte: wie er körperlich und von Vermögen „ausgestattet“ war und was ihm die Erziehung mitgegeben hatte. Im Folgenden werden drei Titel-Gestalten Hansjakobs, Muster an Befähigung, Arbeitsamkeit und Ausdauer ausführlicher vorgestellt. Es sind drei Männer. Zwei von ihnen sind verheiratet und werden durch ihre Ehefrauen tatkräftig unterstützt. Der eine, der Bürle-Bauer, stammte von einem Hof von 250 Morgen und übernahm früh den elterlichen Hof (EB 197ff.); der andere, Theodor, der Seifensieder, kam aus einer wohlhabenden Schiffer- und Flößerfamilie und wurde wohlhabender Handwerker und Unternehmer (WL 122ff.); der dritte war Kind verarmter Kleinbauern, wurde früh Hirt, später Knecht und blieb das zeitlebens. (B 198ff.) Die beiden ersteren konnten ihr Arbeitsleben „mit etwas im Rücken“ antreten: durch gründliche Lehrzeit geformt, mit Vermögen versehen. Der dritte kam früh von verarmten Eltern weg, hatte aber sein gutes Wesen und seine Arbeitskraft. Danach werden noch kurz Männer unterschiedlicher Herkunft vorgestellt, die aus Interesse und Leidenschaft für eine Sache sich in sie vertieften, sich in ihr übten und darin zu Kennern und Könnern wurden.

„Ein Muster- und Idealbauer, wie wohl kein Zweiter im 19. Jahrhundert auf dem Schwarzwald gelebt hat“, war der Bürle-Bauer Jakob Dieterle aus dem Holdersbach bei Schapbach. (EB 197) Seine Frau gehörte zu den „Musterbürinnen“. Jüngstes von elf Kindern, von gottesfürchtigen Eltern erzogen, verlor der Jakob mit zehn Jahren den Vater, mit zwölf die Mutter. Sein schon erwachsener Bruder Markus nahm den Hof von dem Erben Jakob bzw. dessen Vormund in Pacht. „Groß und stark“, arbeitete Jakob hart für seinen Vormund in Feld und Wald, besonders im Wald. (204; 208) Mündig geworden, kehrte er auf den Erbhof zurück und übernahm am 1. 1. 1847 von seinem Pächter-Bruder den Hof. Eine passende Büre, Tochter des Vogtsbauern in Rippoldsau, war bald gefunden. Alle Anstrengungen der beiden richteten sich auf die Tilgung der Schulden, die durch die Auszahlung der Geschwister entstanden waren. Nachdem sie die Schulden abgetragen hatten, gingen sie an die maßvolle Vermehrung der Güter. Mit Fleiß, Arbeitsliebe und gründlichem Sachverstand verband das Bauernpaar tiefe Fröm-

migkeit und Nächstenliebe, die sich vorab in Hilfsbereitschaft und Wohltätigkeit äußerte. Bei allen Arbeiten gingen Bur und Büre voran. Im Sommer begann ihr Tagwerk um 3 Uhr, im Winter um 5 Uhr. „Bei der schwersten Arbeit, beim Mähen, war der Bur stets vorne dran und schwang die Sense, 45 Jahre lang, das ist so lang er auf dem Hof regierte.“ (217) Auch am Pflug und beim Säen war er der Erste. Im Winter drosch er mit seinen Knechten vom frühen Morgen bis zum Abend das Getreide. (217) Der Hof des Bürle gehörte zu den Wildschapbacher Waldhöfen, d.h. hatte viel Wald. Der Bürle-Bauer war ein ebenso tüchtiger Landwirt wie Forstmann. „Seinen Wald behandelte er wie ein Kleinod und fuhr in keinem Jahr mit mehr als einem Floß den Wolfbach hinab.“ (222) Er galt als der praktischste und erfahrenste Waldbauer ringsum. Sein Waldbauernhof war ein Musterhof. (221; vgl. 208) In allem, was zum Umtrieb eines Waldbauernhofes gehörte, war er durch und durch bewandert. (221) Die Büre war von erstaunlicher Schaffens- und Willenskraft. „Sie brachte jährlich bis zu tausend Mark ins Haus für Butter, die sie im Sommer ins Bad Rippoldsau und im Winter über den Kniebis hinüber nach Freudenstadt verkaufte. Noch weit mehr Geld schaffte sie auf den Hof durch ihre Schweinezucht, die sie allein überwachte und besorgte; oft blieb sie, wenn notwendig, in den Schweineställen über Nacht, um bei ihren Pfleglingen zu sein.“ (218) Durch Fleiß und Umsicht gelang es dem Paar, zwei ehemals zum Hof gehörende Tagelöhnergütchen zurückzukaufen und in die Bewirtschaftung des Hofes einzubeziehen.

In der Arbeit erschöpfte sich der Lebenssinn nicht; die Arbeit war hingeordnet auf ein höheres Ziel: Als tiefreligiöse Christen verstanden Bur und Büre das Leben als Gottesdienst, der sich erfüllte in getreuer Arbeit, Nächstenliebe und Selbstheiligung. Gebet und Gottesdienst im engeren Sinn dienten der täglichen Vergegenwärtigung dieser Ideale. „Brot, Milch, Speck, Eier, Schmalz wanderten in ungezählter Menge in die Schürzen der Bettlerinnen, die namentlich zur Winterszeit vom Kniebis herabkamen und ‚um Gottes willen‘ ein Almosen ‚heischten‘. Ein Pfarrer, der jahrelang im Schappe amtete, sagte mir (= Hansjakob), auf dem Bürlehof sei stets eine Kuh gestanden, deren Milch den Armen gehörte.“ (218) Handwerksburschen, Hausierer, Viehjuden – alle fanden auf dem Bürlehof Kost und Wohnung um Gotteslohn. (218; vgl. 225) Für den Bau einer neuen Kirche in Schapbach stiftete der Bürle eine große Menge Geldes. Auch andere „gute Werke“ unterstützte er großzügig. (224) Morgens, mittags und abends wurde vor und nach dem Essen gemeinschaftlich auf dem Hof gebetet. So verband sich die tägliche Arbeit mit dem täglichen Gebet, die Erde mit dem Himmel. (217; 201)

Das Pendant zum Musterbauernpaar Dieterle bildet der Musterhandwerker Theodor Armbruster, „Theodor, der Seifensieder“ mit seiner Frau. Aus alter vermöglicher Schiffer- und Flößerfamilie von Wolfach stammend lernte er auf seines Vaters Wunsch das Handwerk des Seifensieders und Lichterziehers. Er lernte in Karlsruhe, wo der Vater ihn außerdem „in allem unterrichten ließ, was ein

künftiger Geschäftsmann wissen soll“. (W 149) Wissbegierig und badisch-liberal gesonnen, bildete sich der junge Armbruster auch sonst noch aus: Er nahm Tanzstunden und besuchte als Zuhörer Debatten der Zweiten Badischen Ständekammer. (148) Als junger Meister ließ er sich in Wolfach in einem von seinem Vater gekauften Haus nieder und heiratete Johanna Roggenburger, Tochter eines Wolfacher Sattlermeisters. Das junge Paar arbeitete, hauste, sparte. (159) Dabei wurde Gott und das allgemeine Wohl nicht vergessen. (195; 206) Erfüllt von Unternehmensgeist und in der Absicht, den Wohlstand zu erhöhen, begann Theodor – zusätzlich zu seinem Handwerk – einen Handel mit Hopfenstangen und Eichenrinde, half der 1847 zusammengebrochenen Wolfacher Schifferzunft mit Kapital und Organisationsfähigkeit wieder zu neuem Entstehen, wurde selbst Schifferherr und absolvierte dafür, wie es jedem Zunftmitglied vorgeschrieben war, eine Lehre im Flößerwesen. (185) Nach dem endgültigen Ende der Wolfacher Schifferzunft gründete er 1867 mit dem „Pariserbeck“ ein „Kompaniegeschäft für Holz- und Waldwirtschaft“. (190f.) Bis in sein achtzigstes Lebensjahr betrieb er das Schiffergeschäft und schickte Flöße die Kinzig hinunter. (202) Inzwischen besaß er auch eigene Waldungen. (202) Die Seifensiederei hatte er nach 40 Jahren einem Sohn übergeben. (201) Schaffensdrang und Gestaltungskraft, Menschenliebe, poetischer Sinn und ein großzügig offener Geldbeutel machten ihn in Wolfach zu einem allseits geachteten und beliebten Bürger. Aus der Menge dessen, was er für die Allgemeinheit tat, einige Beispiele: Die beiden ersten Straßenlaternen in Wolfach spendete Theodor, der Seifensieder; bedeutende Geldstiftungen ließ Theodor der Kapelle auf dem Roßberg zukommen, damit sie in Stand gesetzt werden konnte; bis ins hohe Alter veranstaltete er alljährlich in seinem Wald „poesievollte Waldfeste, um Freunden und Verwandten eine Sommerfreude zu machen“ (202f.): Mit 25 bis 30 Gästen fuhr er am Waldfesttag per Bahn von Wolfach nach Schenkenzell, wo ein Frühstück serviert wurde. Weiter ging's in Chaisen und auf Leiterwagen bis Kaltbrunn. Von dort wurde bergan auf den Roßberg gewandert. An der Roßbergkapelle vorbei führte der Weg in den Wald des Theodor auf eine schöne Waldwiese. Hier wurde zu den Klängen einer Handharmonika getafelt, getanzt, gespielt. Mit beim Fest waren die Bauern und das Gesinde der benachbarten zwei Höfe und alle Waldarbeiter des Theodor. Auf dem Rückweg speiste die Gesellschaft opulent in Schenkenzell. „Die Schenkenzeller Musik erschien und spielte während des Essens.“ (205) Jung und Alt auf und unter dem Roßberg erzählte noch lange von diesen Volksfesten im Wald. Geistig regsam und vielseitig interessiert schrieb Theodor im Alter Lebenserinnerungen. Sie haben einen Vorläufer in den Aufzeichnungen, die er als gefangener „Revolutzer“ 1849 in Freiburg machte. (Vgl. 177)

„Der Lorenz in den Buchen“ heißt Hansjakobs dem Oberknecht auf dem Hof des Bauern Michael Erdrich gewidmete Erzählung. (B 198ff.) Der Vater des Lorenz war Kleinbauer in Nordrach gewesen. Nach einem Hausbrand baute

dieser ein neues Haus, geriet in Schulden und – es waren die Jahre nach der Revolution – „sein Gütle“ wurde versteigert. Da ging er als Knecht auf den Hof seines Bruders, seine Frau als Magd auf einen anderen Hof und die Kinder wurden gegen billiges Geld von der Gemeinde zu anderen Leuten in Pflege gegeben. Siebenjährig kam der Lorenz zu einem Bauern, von dem er hart gehalten wurde. Mit neun Jahren diente er dort als Hirtenbub, doch er litt Hunger. Sein Taufpate, ein reicher Bauer, dem er sein Leid klagte, brachte ihn auf einem anderen Hof unter. Nach der Schulentlassung dann den ganzen Tag lang arbeitsfähig, gelangte er auf den Hof des Michael Erdrich in den Buchen, zunächst als „Futterer“, der auf größeren Höfen dem Bauern bei der Sorge um das Vieh zur Hand ging. Er hatte „die Ställe zu putzen, Stroh zu schneiden, Heu zu ‚liechen‘¹² und dem Bur die Ochsen zu treiben“, wenn der am Pflug stand. (B 208) Nun erhielt der Lorenz zum ersten Mal Bargeld als Jahreslohn. Bisher hatte sein Lohn darin bestanden, dass er vom Bauern „erhalten“ wurde, d.h. Essen, Unterkunft, Kleidung bekam. Sein Jahreslohn betrug 36 Gulden, dazu jährlich, weil der Lenz so fleißig war, das „Sonntagshäs“, statt, wie beim Dingen vereinbart, zwei Hemden und zwei Hosen. (208f.)

Nach drei Jahren als Futterer rückte der Lenz zum Unterknecht auf mit 44 Gulden Jahreslohn und dem Sonntagsstaat. (210) Seine Arbeit lag jetzt außerhalb des Hofes: auf dem Feld, den Matten, beim „Rüttibrennen“, alles anstrengende, schweißtreibende Arbeiten bei den Berghöfen. Abermals vergingen drei Jahre. Kaum 20 Jahre alt, wurde der Lenz Oberknecht und erhielt nun 55 Gulden Lohn nebst Sonntagshäs. (213) Nach Jahren als Soldat, dann wieder als Knecht auf anderen Höfen kehrte der Lorenz zu Michael Erdrich auf den Buchhof zurück. Später arbeitete er noch einige Zeit auf dem Mühlsteinhof beim Sohn des Michael Erdrich. Hansjakob hält das Oberknecht-Bleiben des Lorenz für vernünftig, denn: „Bauer konnte er nicht werden, weil ihm die Mittel fehlten; heiraten und hinab ins Städtle ziehen und in der Fabrik oder im Taglohn arbeiten und ein hungriges, armseliges Leben führen, das war dem Lorenz zu dumm (...) Unserm Lorenz war der wohlgedeckte Tisch bei seinem Buren ledigerweise lieber, als die Wassersuppe am eigenen Herd und die mageren Bissen, die er mit Weib und Kind hätte teilen müssen.“ (249; vgl. A 336f.) Als Hansjakob den Lorenz 1896 beim Holzmachen im Wald traf und sich nach dessen Befinden erkundigte, erhielt er die Antwort: „Ich bin gottlob g’sund und hab’ Erwet (Arbeit) g’nug.“ (B 259) Doch klagte der Lorenz über nachlassendes Gehör. Sonst aber, so Hansjakob, sprach aus ihm völlige Zufriedenheit. (259) Arbeit die Woche über, am Sonntagvormittag hinunter nach Zell in die Kirche, an hohen Feiertagen nachmittags noch einmal, im Übrigen gehörte der Sonntagnachmittag dem Zeitunglesen in der Stube: So sah die Woche des Lorenz aus. Hansjakob gegenüber nannte der

¹² Heu liechen: die jeweils benötigte Menge Heu mit der „Lieche“ aus dem Heuhaufen herausziehen.

Bauer den Lorenz den brävsten und fleißigsten Knecht weithin; er gebe auch von seinem ersparten Lohn den Armen. (259) Ende 1905, als die Kräfte nachließen, zog er hinab nach Zell, um dort mit einem jährlichen Ehrensold von 50 Gulden wegen soldatischer Tapferkeit als „Privatier und gelegentlicher Tagelöhner“ zu leben, doch starb er schon im Januar 1906 an einer Lungenentzündung. (262)

Im Gegensatz zu der vom Staat in alle Bevölkerungsschichten hineingedrückten „Bildung“, die Hansjakob ablehnt, weil sie zu Überheblichkeit und zur Abwendung von der Landwirtschaft führt (W 200; vgl. V. 1.), ist er voller Hochachtung vor Menschen, die aus eigenem Antrieb, aus Wissens- und Gestaltungsdrang, Forscher- und Erfindergeist heraus sich geistig etwas erwarben oder die etwas hervorzubringen trachteten. Sowohl der Bürle und seine Frau als auch Theodor, der Seifensieder und seine Frau gehörten zu diesen, denen das Schicksal bessere Ausgangsbedingungen zugemessen hatte als dem Knecht Lorenz. Von anderem geistigem Ausgriff war das, was z. B. der Holzmacher, dann Fabrikarbeiter Adolf Heitzmann von Vöhrenbach sich angeeignet hatte: Er kannte „den gestirnten Himmel besser wie mancher Professor“ und in seiner Bibliothek standen streng wissenschaftliche Werke über Geschichte und Naturkunde. (VW 52) „Sein Eifer für die heimatliche Geschichte hat ihn auch zum Mitglied ‚des Vereins für die Geschichte der Baar‘ in Donaueschingen gemacht. Und eben (= 1900) ist er beschäftigt mit der Abfassung einer Geschichte der Stadt Vöhrenbach.“ (53) Oder Simon, der Großbauer aus dem Holdersbach, der wegen schwächlicher Konstitution körperlich nicht viel leisten konnte. Er studierte in Stunden, „in denen das Kommando in der Land- und Forstwirtschaft ihn nicht beschäftigte, alle Gesetzbücher, deren er habhaft werden konnte. Drum war er in Gerichts- und Verwaltungssachen bewandert wie ein Advokat“. (EB 182) So wählten ihn die Schapbacher Bauern zu ihrem „Vogt und Meister“. (182) Als erster Bauer der Gegend ließ er seinen Hof geometrisch aufnehmen und auf einem Plan festhalten und zwar durch den äußerst geschickten Geometer Buelander aus Haslach. (171f.) „In Alt-Hasle, wie es vor und zu meiner Knabenzeit bestand, gab es Intelligenzen und Talente jeder Art, Menschen, die ohne Schule Künste kannten, die man sonst nur in Schulen lernt.“ (171) Solche Autodidakten waren auch die Erfinder der Schwarzwalduhren, die Schildermaler, Löffelschmiede; sie hatten ihre Kunst aus sich und der heimischen Kultur, „aus dem Gottesgnadentum des Volkes“ wie Hansjakob sich ausdrückt. (ESch 67; vgl. 27)

2. Die Persönlichkeit der „Originale“

Hansjakob will „Originalmensen“ und „Charakterköpfe“ schildern, die er gekannt hat. (Schn 1/7; 10) „Unbeschrien vergehen diese Schneeballen des Menschenlebens zu Hunderttausenden und Millionen. Und doch sind es vielfach Menschenseelen gewesen, origineller, poetischer, charakterfester als die Gummi-

und Woll- und Kautschukballen in der Kultur- und Modewelt.“ (10) Die neue Welt ist den „Originalmensch“ nicht günstig, daher nimmt deren Zahl ab; sie gedeihen nicht in Verhältnissen, die auf Angleichung, Normierung, Bürokratisierung, Einengung persönlicher Freiheiten durch Vorschriften „des neumodischen Rechtsstaates“ zielen. (SSt 69; vgl. JZ 187; ESch 107) – Der „Originalmensch“ zeichnet sich vor allem aus durch selbstständiges Denken, durch ein Handeln, das diesem Denken entspricht, durch bemerkenswerte praktische und/oder künstlerische Fähigkeiten, durch poetischen Sinn. Er gehört nicht zu „diesen Unmündigen, die heute so und morgen anders reden und denken, wie es ihnen eben vorgemacht wird“. (ESch 194) Der „Originalmensch“ ist selbstbewusst.

Es gibt zwei Hauptgruppen von Originalen: Solche, die es zu „etwas gebracht“ und solche, die es zu „nichts gebracht“ haben. Zur ersten Gruppe gehören der Bürle und Theodor, der Seifensieder, die oben vorgestellt wurden. In diesem Abschnitt sollen zwei Originale nachgezeichnet werden, die zur zweiten Gruppe gehören: „der Gotthard auf dem Bühl“ aus Hofstetten und der „groß' Kübele“, Hansjakobs langjähriger Sakristan in Hagnau. Gotthard Kornmaier war der „größte Musikant aller Hofstetter Zeiten“. (Schn 1/274) Er galt als „när-rischer Kerl“ bei den Hofstettern, die meist still, friedlich und arbeitsam waren. (274; 240) Der Gotthard entstammte einer Weber- und Musikantenfamilie, in der seit Generationen gewebt und musiziert wurde. Auch er wurde Weber, machte sein Gesellen- und Meisterstück bei den Zunftmeistern in Haslach. Dazu war er Musikant. Sein Vater hatte ihm das Violin- und Bassgeigenspiel beigebracht. Hofstetten stellte eine komplette „Bande von Spielleuten“ aus einer Familie: Der Vater des Gotthard spielte Violine, der Bruder des Vaters, ein Schreiner, Flöte, der Gotthard Bassgeige und sein Bruder Klarinette. (244) Doch der Gotthard konnte noch viel mehr: Er war ein vorzüglicher Sänger, Dichter und gewandter Improvisateur. „Ich habe den Gotthard und den Kirchenchor des kleinen Dörfchens schon oft singen hören und war jedesmal gerührt über den naiven, kindlichen Gesang.“ (246) Einfallsreich zeigte er sich 1853, als die Jesuiten zur Volksmission in Hofstetten begrüßt werden sollten: Er setzte den katholischen Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“ in Noten „und als die Jesuiten eintrafen, wurden sie aufs Passendste angesungen“. (251) Der Musikantenruhm des Gotthard drang über Hofstetten hinaus. Bei den Haslacher Spielleuten tat er mit, ebenso bei den Prechtälern. Kam er nachts heim von einem Fest – nicht ganz nüchtern –, dann spielte er sich selbst noch eins, sehr zum Missfallen der alten Breithauptin, die in dem Haus, das er 1857 gekauft hatte, lebenslanges Wohnrecht besaß. Die Alte beschimpfte ihn als versoffenen Spielmann, der Gotthard geriet in Wut, warf Gegenstände gegen die Stubentür der Breithauptin, verprügelte sie gar einmal. Ruhe kehrte erst mit dem Tod der Breithauptin ein. Wenn keine Hochzeit und kein Tanz war, saß der Gotthard zuhause und webte. Er webte und rauchte Pfeife dazu, so stark, dass sein Gewebe rauchgesättigt war. Dadurch verlor er Kund-

schaft, die ohnehin abnahm, weil Fabrikware die Handarbeit ersetzte. Schwere Zeiten folgten. Seine erste Frau starb, seine einzige Tochter lebte mit ihren Kindern als ortsarme Witwe in Fußbach, die alte Hofstetter Spielleutebande ging zu Grunde, ebenso die Haslacher, neue Banden formierten sich ohne den Gotthard. Kummer bereitete ihm auch, dass Geige und Klarinette aus der Dorfmusik verschwanden und durch Blechinstrumente ersetzt wurden. Damit verschwand auch der Spielmann, wie er auf dem Dorf sein sollte. Ein Stück Poesie war verloren. (267) „Aber wenn er melancholisch wird am Grabe seines Musikantentums, der alte Spielmann, dann nimmt er seine Geige, geht in der Stube oder in seinem Grasgarten auf und ab und trägt das ganze Weh seiner Seele in die Saiten seiner alten Volksgeige.“ (267) Dass er mit Empfindung und Ausdruck spielte und auch bei anderen heraushörte, wie sie spielten, zeigt sich darin, wie er seinen Bruder Felix charakterisiert: „Er isch nie kein rechter Musikant gsi (...); er het si Sach herblose ohne Genie!“ (260) Da er wenig mehr zu weben hatte, wurde er Steinklopfer. Während dieser Zeit lernte Hansjakob ihn kennen. Selbstbewusst trat der alte Gotthard Hansjakob gegenüber: „Ich fecht (fürchte) Euch nit. Die andern Hofstetter fechten den Hansjakob und getrauen sich nit mit ihm zu reden. Aber ich, der Gotthard auf dem Bühl, Weber, Sänger, Giger und Steinklopfer, ich hätt' schon lang gern einmal mit Euch diskurriert.“ (240) Hatte Hansjakob den Mann, der an der Landstraße arbeitete, schon seiner Miene nach für ein Original gehalten, so brachte ihm diese Rede volle Gewissheit.

Der Gotthard endete traurig. Nachdem 1903 seine zweite Frau gestorben war, hielt er es allein nicht mehr aus. „Ich weiß mir nicht mehr zu helfen“, schrieb er auf einen Zettel. „Ich muß aus dem Leben scheiden und bitte um ein ehrliches Begräbnis.“ Dann erhängte er sich. (274) Er wurde am 19. Februar 1903 in Ehren beerdigt, 75 Jahre alt. (274) Der Gotthard auf dem Bühl gehört zu den Originalen, in deren Lebensmittelpunkt eine Kunst stand. Oft war es die Musik, denn die war bei der Bevölkerung des Landes und der Landstädtchen Teil der Erholungs- und Festkultur, und sie wurde in der Kirche gepflegt.¹³ Der Gotthard übte sie da und dort aus – und er spielte für sich selbst. Das Musizieren bedeutete ihm nicht nur Geldverdienen und guten Trunk, sondern es war ihm Ausdrucksmittel und Trost, innere Notwendigkeit. Die Kunst hatte ihren Preis: Sie erhöhte die Empfindsamkeit und machte ihren Jüngern das „praktische Leben“ schwerer als anderen.

Als Hansjakob den groß' Kübele, mit vollem Namen Konrad Kübele, kennen lernte und zu seinem Mesner machte, da war der schon ein Mann von rund 60 Jahren. Hochgewachsen, ernst, nachdenklich und selbstbewusst pflegte er wenig Umgang, Hansjakob ausgenommen. Er war eine philosophische Natur mit viel Gemüt, Einfallsreichtum und Schönheitssinn. Aus altem Rebmangeschlecht ge-

¹³ Vgl. „Der Christian“, WK 244ff.; „Der närrische Maler“, WK 181 ff.; Lucian Reich, VW 109ff.

bürtig, wuchs der Konrad bei einem armen Bruder seiner früh verstorbenen Mutter auf. Als junger Mann arbeitete er abwechselnd in den Reben, auf dem See als Schiffsmann, als Holzmacher im Wald oder als Arbeiter in einer Kiesgrube. Im Rückblick des Alters klagte der groß' Kübele „bitter über den ‚Staat‘, der mit seinen Dampfschiffen die kleinen Leute ruiniert und aus ihrem Leben, so voll von Lust und Durst, so voll von Arbeit und Erholung, die schönen Schifffertage genommen habe“. (Schn 3/124) In der Kiesgrube hatte er mit zwei Freunden eine Vorrichtung erfunden, welche den Kies sortierte und dafür von der Straßeninspektion eine Belohnung bekommen. (135) Arm aufgewachsen verschuldete er sich, als er 32-jährig heiratete und ein Häuschen kaufte. Die Zinsen für die Hypothek und für ein bisschen Land fraßen fast alles, was er erarbeitete. Selbst das alljährlich gemästete Schwein konnte die Familie nicht selber essen, sondern musste es verkaufen. (141f.) Begeistert für die Ideale der Badischen Revolution kämpfte er – ein Idealist und Sanguiniker – an vorderster Stelle in Hagnau mit. (145; 150) Die Niederschlagung der Revolution brachte dem Konrad ein Jahr Zuchthaus in Freiburg, das infolge guter Führung auf ein halbes Jahr verkürzt wurde, brachte die Versteigerung seines Hab und Guts durch seine Gläubiger, die Beschimpfung durch seine Frau als Lump, der die Familie ins Unglück gestürzt habe und – „große Gedanken“. (158) Kübeles Häuschen hatte der (einzige) Bäcker Michel aus Hagnau gekauft, auch dieser ein Original, der nachts schlief wie andere Leute. „Dann stand er auf und machte sein Brot, das erst um Mittag frisch zu haben war.“ (165) An einem Sommersonntagnachmittag brachten Hansjakob und der groß' Kübele dem Michel die Sterbesakramente. Nach dem Verzehrgang erzählte der groß' Kübele: „Der Michel war mein einziger Freund, als ich aus dem Zuchthaus heimkehrte und mir alles verkauft war. Er hatte mein Häusle gesteigert und gab es mir wieder, als ich ihn darum bat, auf Kredit zum Kaufpreis. Wenn er jetzt sterben muß, so mögs ihm Gott lohnen, und ich werde es nie vergessen, dass er als gutherziger Mensch an mir gehandelt und mir wieder eine Heimat verschafft hat.“ (165) Die Persönlichkeit des Kübele hatte sich nach dem Scheitern der Revolution verändert. Er wurde ein stiller, in sich gekehrter Mann, der die Einsamkeit liebte. (169f.) Jeden Gedanken an seine Zukunft hatte er sich aus dem Kopf geschlagen. (162) Nie hörte Hansjakob ihn klagen, weder über körperliche Schmerzen, „die er viel durch einen ‚offenen Fuß‘ litt, noch über Armut und Elend“. (173) Seine erwachsenen Kinder, ein Sohn und drei Töchter, ermöglichtem dem Kübele und seiner Frau, eine Kuh zu halten und im Herbst für sich ein Schwein zu metzgen. „Aber die Schulden blieben, und mit Not brachte er die Zinsen auf.“ (169)

In diesem Stadium ernannte Hansjakob ihn zum Sakristan. Die knapp 80 Pfennig täglich, die er als Sakristansgehalt bezog, gab er „Weib und Kind“; sie gingen für die Haushaltung drauf. (183) So war er meist ohne das geringste bare Geld. (183) Sein Dienst führte ihn mehrmals am Tag mit Hansjakob zusammen.

Das war für beide die Gelegenheit zu längeren Gesprächen. „Morgens nach dem Gottesdienst besprachen wir, vor der Kirche stehend, zunächst das Wetter, wobei er über den See und die Alpen hinschauend, gestützt auf jahrelange Beobachtung, die trefflichsten Bemerkungen machte.“ (170) Später am Tag wurde politisiert, was der Kübele nur noch mit Hansjakob tat. (169; 172) Hansjakob hatte mittlerweile die Zeitungen gelesen und da wollte der Kübele wissen, was es Neues gäbe. „Da wir beide demokratisches Blut in den Adern hatten von 1848/49 her, so waren wir stets einig und schnitten uns die ganze Politik auf ein demokratisches Programm zu. Zum Glück hörte es nie ein Staatsanwalt.“ (172) Hansjakob hatte dem groß' Kübele die vielbändige Weltgeschichte von Becker zum Lesen gegeben „und da ging ihm eine Fülle neuer Gedanken auf, wenn ich ihn über das Gelesene ausfragte“. (175) „Eines stellte er als Demokrat von reinem Blut bald als Frucht seiner Lektüre fest, daß zu allen Zeiten Macht Recht und das gemeine Volk der Prügelknabe der großen Herren war.“ (175) Die demokratische Ader des groß' Kübele kam auch im persönlichen Umgang mit seinem Pfarrer zum Ausdruck. Er hielt mit Kritik an ihm nicht hinter dem Berg. Wenn der Pfarrer und sein Mesner auf einer der Bänke bei der Kirche saßen und bisweilen Dorfkinder in der Nähe lärmten und spielten, „beordnete ich ihn oft, die kleinen Schreier zur Ruhe zu verweisen. Das tat er jeweils, bis mein Buch ‚Aus der Jugendzeit‘ erschienen war und er es gelesen hatte. Als ich ihn kurz nachher eines Tages auf die Kinder loslassen wollte, meinte er: ‚Herr Pfarrer, das, was die Kinder dort unten treiben, haben sie den Kinderhimmel genannt, und jetzt soll ich die Kinder auf Ihren Befehl aus dem Himmel jagen!‘“ (176) An Sommersonntag-nachmittagen, wenn er kein Geld für einen Trunk im Wirtshaus hatte, stieg er auf den Kirchturm, schaute in die Natur „und wenn er genug Natur getrunken, so schlief er droben den Schlaf des Armen“. (182) Seine Erfindergabe, sein Geschmack und seine Kunstfertigkeit vollbrachten während seiner 10-jährigen Sakristanzzeit Wunderwerke an Kirchenschmuck und festlicher Beleuchtung. (107; 183 f.) Dann zwang ihn Krankheit, den Kirchendienst aufzugeben. Zuhause konnte er von seiner alten Frau und seinem siech gewordenen Sohn nicht erhalten werden. Er wurde Gemeindefarmer und um 30 Pfennig täglich nahmen ihn seine arme älteste Tochter und deren Mann Hannes in ihre Hütte auf. (204) „Aber auch diesen letzten Schlag trug der Philosoph mit unerschütterter Geduld.“ (204) Er machte bei seiner Tochter die „Kindsmagd“. (204) Bei seinem täglichen Gang durch das Mitteldorf sah Hansjakob ihn oft am Fenster sitzen, „ein Kind auf dem Arm und die Weltgeschichte von Becker, in der er immer noch las, vor sich. Zufrieden lächelnd grüßte er mich jeweils, der Dreißig-Pfennig-Pensionär der Gemeinde“. (204 f.) Der groß' Kübele starb 1888, 76jährig, vier Jahre, nachdem Hansjakob Hagnau verlassen hatte. Mit ihm wurde ein „durch und durch geistreicher Mensch, der das Zeug zu einem Kardinal gehabt hätte“, zu Grabe getragen. (110)

3. *Untergang von Handwerken*

Mit dem Untergang von Handwerken hängt das Verschwinden von Originalen zusammen. Der oben vorgestellte „Gotthard auf dem Bühl“ war ein solches Handwerkeroriginal, als Weber Repräsentant eines abgängigen Handwerks. Die Originalität vieler auf eigene Rechnung arbeitenden Handwerker hatte sich bei entsprechenden Anlagen entfalten können auf dem Boden selbstbestimmter Arbeit, vor allem selbstbestimmter Arbeitszeit. Da die meisten Handwerker der Dörfer und Kleinstädte auch eine Landwirtschaft hatten, waren sie vielseitig kundig. Zum erlernten Handwerk und zur Landwirtschaft traten häufig andere Betätigungsfelder: Erfüllung von Aufgaben in der Gemeinde – meist gegen ein geringes Entgelt (vgl. WK 43) – das Musizieren, das Lesen, um geistig voranzukommen und anderes mehr.

Am Beispiel des Schneider-Originals Ludwig Thoma, „Thomme“, in Hagnau zeigt Hansjakob den Niedergang des Schneiderhandwerks. (Schn 3/211 ff.; vgl. WK 13 ff.) Der Thomme war ein Schwarzwälder aus Elzach, Sohn eines Seilers, 1810 geboren. Als tüchtiger Schüler, der öfter den Lehrer in der Schule mit Freude und Erfolg vertrat, fasste er eine Vorliebe für die Schulmeisterei. Und als der Vater ihn nach beendigter Schulzeit zum Schneiderhandwerk bestimmte, war es der Thomme zufrieden, denn er hatte die Absicht, die Schneiderei mit der Schulmeisterei zu verbinden. Als Vorbild stand ihm der Hofstetter Gottfried Klausmann vor Augen. Dieser Gottfried Klausmann, den Hansjakob in seiner Knabenzeit noch gesehen hatte, war gelernter Schneider und zugleich Lehrer, außerdem vereinigte er nach und nach weitere Ämter in seiner Person und war „Organist, Mesner, Totengräber, Leichenschauer, Akzisor, Ratsschreiber und Dorfkrämer, und in allen Stücken ein Meister und Virtuos“. (221) Des Thomme Traum, beim Gottfried Klausmann zu lernen, erfüllte sich nicht, denn der Klausmann konnte keinen Lehrbub annehmen, „da er mit seinem Gesellen stets auswärts arbeitete und man nach damaligem vernünftigem Zunftgesetz Lehrbuben nicht anlernen durfte in den ‚Kundenhäusern‘. Daheim aber hatte er keine Zeit, einen Schneiderlehrling auszubilden, weil der Meister Schule halten mußte.“ (221) So lernte der Thomme das Schneiderhandwerk in seinem Heimatstädtchen Elzach. Sein Lehrherr war ein richtiger „Bureschnider“. Zu allen Zeiten des Jahres zog der Lehrbub Ludwig mit seinem Meister frühmorgens hinaus auf die Gehöfte. Er trug das Bügeleisen, der Meister Schere und Elle. (222) „Wenn der Tag anbrach und sie noch nicht an Ort und Stelle waren, fingen beide an zu singen, ‚lauter schöne, fromme Lieder‘, die man auch in der Kirche sang“. (222) Mit Stolz erzählte der Thomme, „wie die Leute aus den Bauernhäusern am Wege hin aufhorchten, wenn die zwei Schneiderseelen vorbeizogen, der Lehrling die erste, der Meister die zweite Stimme singend“. (222) Wenn sie im Winter oft eine Woche lang auf den Höfen blieben, gaben sie mit ihren schönen Liedern nach Feier-

abend in der Stube „ein Konzert“, bei dem die Bäuerinnen und Maidle mitsangen. (223) Das Gesellenstück des Thomme war ein Sonntagshäs für den Stabhalter von Katzenmoos bei Elzach. (223) Seine Wanderjahre führten den Thomme an den Bodensee und nach Hagnau, wo er blieb. Hier war er Dorfschneider, ab 1838 als verheirateter Meister im eigenen Häuschen mit etwas Land, fünf Ziegen und eigenen Reben. Jahrzehntlang saß er fortan, wenn er schneiderte, auf seinem Schneidertisch am Fenster. (248) Was arbeitete er? Er machte ein Paar Hosen oder flickte. (249) Oder er fertigte einem Schulbuben ein neues Gewand aus dessen Vaters altem Rock. (213f.) Da die Volkstrachten am Bodensee seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verschwunden waren, sanken die Dorfschneider, früher als im Schwarzwald, wo sich die Trachten länger hielten, zu Flickschneidern herab. (213) Das Arbeiten im „Kundenhaus“, „auf der Stör“ hatte aufgehört, denn das Landvolk kaufte nun seine Kleider „gemacht“. (211) Einst waren die Schneider geachtete Leute – beim Krämer im Städtle, wo sie für ihre Kunden Stoff für ein neues Häs einkauften und bei den Bauern und Rebleuten, wo sie im Essen und Trinken wohlgehalten wurden. (213) Das war vorbei. Jetzt saßen sie immer zu Hause. (213) Gesellen hatten die Flickschneider nicht mehr, nicht einmal Lehrbuben. (214) Der Thomme klagte nicht, sondern oblag bescheiden seiner Flickschneiderei und notierte nach einer alten Taschenuhr neben ihm die Zeit, die er für eine Arbeit aufgewendet hatte. (249)

Individualisierte und individualisierende Qualitätsarbeit war verdrängt worden durch Fabrikware – Lumpen oder Hudeln, wie Hansjakob sie bezeichnet, die nicht lange hielten. (P 85) Handwerkliche Fähigkeiten gingen immer mehr verloren oder wurden nicht mehr entwickelt, der gesellschaftliche Status sank. Immerhin konnte sich der Thomme durch andere Fähigkeiten in Hagnau einen Ruf und eine Bedeutung erwerben. Wegen seiner gestochen schönen Handschrift waren ihm kleinere Dorfämter übertragen worden – das, obwohl er von „auswärts“ kam! (251) – und seine Vorliebe für das Halten von Geißen hatte ihn so mit diesen Tieren vertraut gemacht, dass er als Geißendoktor ein gefragter Mann war. (230f.) Alle fünf Jahre wanderte der Thomme um Mariä Himmelfahrt über den Schwarzwald in seine Heimatstadt Elzach und besuchte seinen älteren Bruder Michel, der die Seilerwerkstatt vom Vater übernommen hatte. (253f.) Als Hansjakob 1884 nach Freiburg wechselte, gab der Thomme seinem Pfarrer das Versprechen, ihn 1885, „wo wieder Michelswallfahrt war“, zu besuchen. (256) „Der Sommer 1885 kam und mit ihm Mariä Himmelfahrt. Richtig traf am Tag zuvor der Ludwig bei mir ein in seinem Hochzeitsrock von anno 1838.“ (256) Hansjakob „hatte eine helle Freude“. (256) Beim Abschied sagte der Thomme, dies sei sein letzter Besuch in der Heimat. (257) „Und so war es. Vier Jahre gingen noch in die Welt, im fünften wäre er wieder gekommen, aber im Frühjahr 1889 starb er und mit ihm der bravsten und genügsamsten Menschen einer.“ (257)

VII. Die fortwirkende Bedeutung der Schriften Hansjakobs

Im Mittelpunkt von Hansjakobs schriftstellerischem Wirken stehen die bäuerliche Landwirtschaft und die in ihr, für sie und in Beziehung zu ihr Tätigen. Wie beim chinesischen Daoismus, so ist das Bebauen des Bodens auch bei Hansjakob diejenige Grundkultur, die den Menschen angemessen ist, die ihrem Wesen, christlich: ihrer gottgewollten Bestimmung, daoistisch: ihrem dao als Gattungs- und Einzelwesen entspricht. Sie entsteht nach Hansjakob wie nach daoistischer Lehre vor allem aus Handarbeit. Nur über die Hand (und ihre „Verlängerung“ durch Werkzeuge) bleibt das Maß erhalten. Maschinen sprengen das Maß. Der Daoist Zhuangzi (370–300 v. Chr.): „Wenn einer Maschinen benützt, so betreibt er auch seine Geschäfte maschinenmäßig; wer seine Geschäfte maschinenmäßig betreibt, der bekommt ein Maschinenherz.“¹⁴ Bei Goethe ist es das Maschinenwesen, das ihn quält: „Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen.“¹⁵ Bei Hansjakob hat es schon getroffen und erweist sich als Unwesen. Landwirtschaft verlangt Sesshaftigkeit, heißt Zusammenleben in kleinen, überschaubaren, weitgehend selbstbestimmten Gemeinden, in denen „jeder jeden kennt“, wo jeder etwas Nützliches arbeitet. Landwirtschaft schafft Heimat und Andenken – dieser Hof, dieses Dorf und seine Flur, sein Wald, durch die Arbeit von Generationen geworden.

Doch ist das Leben auch in der Kultur der Landwirtschaft gebrochen: Leben ist Leiden. Diese Lehre Buddhas findet Hansjakob ebenso im Christentum ausgesprochen. Leben entsteht durch Untergang anderen Lebens, erhält sich durch Tötung anderen Lebens; Leben sowie seine Bedingungen sind der Vergänglichkeit unterworfen. Um leben zu können, müssen die Lebewesen anderen Lebewesen Leid zufügen. Das Leiden, dem nicht nur die Menschen, sondern auch die außermenschliche lebendige Natur ausgesetzt sind, berührt Hansjakob tief. Seine Fähigkeit, das Leiden auch von Tieren und Pflanzen mitzuleiden sowie sein denkerisches Bemühen darum, verknüpft ihn mit ethischen Traditionen, wie sie vor allem Indien hervorgebracht hat.

Wo Großindustrie und Großkapital zur Herrschaft gelangen, werden die herkömmliche Landwirtschaft, das kleine Handwerk, der kleine Handel geschädigt und verdrängt. Damit lösen sich Bindungen – an die Natur und an die Kultur, an das, was die Geschichte hervorgebracht hat, an die Sippe und Vorfahren, an die Gemeinde, an Arbeits- und Kulturbefähigung, an Bräuche und Feste. Viele Fähigkeiten und Qualifikationen gehen verloren. Die Beziehung zur Transzendenz, der religiöse Sinn wird geschwächt.

¹⁴ Dschuang Dsi (Zhuangzi), Das wahre Buch vom südlichen Blütenland, Köln 1988, S. 135f.

¹⁵ In: Otto Krätz, Goethe und die Naturwissenschaften, München 1998, S. 209.

Für die Zwecke des Großkapitals sind Natur und Landschaft, Flüsse und Bäche, Pflanzen und Tiere Gegenstände, aus denen Profit geschöpft wird. Sie sind nur noch etwas „um zu“. Profitmachen räumt Kulturlandschaft aus, verschandelt sie, nimmt Pflanzen und Tieren den Lebensraum, rottet sie aus, verkümmert das Leben der „Nutztiere“. Es verletzt immer mehr Leben, hat ungeheure Leiden zur Folge.

Die entfremdeten herausgerissenen Menschen, die Hansjakob nun antrifft, sind freilich ganz und gar nicht alles. Hansjakob setzt auf die anderen, die noch da sind, wie er ihnen in seinem langen Leben immer wieder begegnet ist. Diese Personen, durch ihre Arbeit meist umfassend mit der Natur verbunden, sind gekennzeichnet von Fleiß, Vielseitigkeit des Könnens, Eigenständigkeit im Denken und von Selbstbewusstsein. Sie sind empfänglich für die Schönheiten der Natur, für Musik und Gesang, für poesievolle Gestaltung herausgehobener Tage, von Ereignissen, von Festen. Manche von ihnen sind selbst schöpferisch-gestaltend tätig, um Schönes und Nützliches zu schaffen, anderen und sich selbst zur Freude, zur Erleichterung des Lebens oder um in der Erkenntnis voranzukommen. Wer begütert ist, der stiftet für allgemeinnützige Belange. Die gedankliche Auseinandersetzung Hansjakobs mit denen, auf die er setzt, mündet in das Erschaffen von Bildern und bildhaften Werken. Jeder Leser kann sich von den Bildern, in denen lebende und lebendige Persönlichkeiten stecken, etwas „abschauen“, sei es die Begeisterung für eine Sache, sei es die Nachdenklichkeit, der Fleiß, das Pflichtbewusstsein, die Vielseitigkeit; Geduld und Leidensfähigkeit; Einfachheit. Diese Menschen sind Ideale christlicher einheimischer Kultur, die in vielem mit chinesischen, besonders konfuzianischen und mit indischen Idealen zusammenklingen. Hansjakob zeigt die Bewährung von Christsein als Eigensein und Miteinandersein in Biosphäre und gesellschaftlich geschaffener Kultur. Abgelehnt wird sowohl das Großkapital, die Plutokratie als auch die pseudolinke „soziale Hängematte“. Des Schwarzwälder Pfarrers Hansjakob eurasische Ader befähigt ihn, von seinem Ort aus fortwirkend mitzuschaffen an der jenseits der Atomwaffen aus dem Kulturerbe der Menschheit entstehenden polyfonen Weltkultur.

*Siglenverzeichnis der Werke Heinrich Hansjakobs,
die zitiert werden bzw. auf die Bezug genommen wird*

A	Abendläuten, Waldkirch 1995 (Nachdr. v. ⁵ 1903)
AD	Alpenrosen mit Dornen, Waldkirch 1988 (Nachdr. v. 1905)
ALAG	Allerlei Leute und allerlei Gedanken, Stuttgart 1913
All	Allerseelentage, Waldkirch 1991 (Nachdr. v. 1912)
B	Bauernblut, Haslach i. K. ¹⁴ 1974
DBI I	Dürre Blätter, Erste Reihe, Stuttgart 71912
DBI II	Dürre Blätter, Zweite Reihe, Stuttgart 1911 (= H. H., Ausgewählte Schriften, Bd. 9)
EB	Erzbauern, Freiburg i. Br. ¹⁰ 1970
ESch	Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin,, Haslach i. K. ¹⁵ 2004
F	Feierabend, Stuttgart 1918
JZ	Aus meiner Jugendzeit, Haslach i. K. ¹⁶ 1986
K	In der Karthause, Waldkirch 1989 (Nachdr. v. 1901)
LH	Aus dem Leben eines treuen Hausgenossen, Waldkirch 1989
LÜ	Aus dem Leben eines Unglücklichen, Freiburg i. Br. 1994
LVP	Aus dem Leben eines Vielgeprüften, Freiburg i. Br. 1993
LVL	Aus dem Leben eines Vielgeliebten, Waldkirch 1990
MG	Mein Grab, Stuttgart ⁴ 1920
P	Im Paradies, Haslach i. K. ⁶ 1981
Res	In der Residenz , Waldkirch 1993 (Nachdr. v. 1911)
Schn 1	Schneeballen, Erste Reihe, Freiburg i. Br. ¹² 1964
Schn 2	Schneeballen, Zweite Reihe, Freiburg i. Br. ¹¹ 1964
Schn 3	Schneeballen, Dritte Reihe, Freiburg i. Br. ⁹ 1969
SF	Sommerfahrten, Waldkirch 1988 (Nachdr. v. 1904)
SSt	Stille Stunden, Waldkirch 1990 (Nachdr. v. 1904)
STa	Sonnige Tage, Waldkirch 1989 (Nachdr. v. ⁴ 1906)
SZ	Aus meiner Studienzeit, Freiburg i. Br. ¹⁰ 1966
VW	Verlassene Wege, Waldkirch 1986 (Nachdr. v. 1902)
WK	Wilde Kirschen, Haslach i. K. ¹⁷ 1992
WL	Waldleute, Haslach i. K. ¹³ 1997
ZW	Zwiesgespräche ..., siehe V.4., Stuttgart 1916